Nordische Zukunft

Zeitschrift des Nordischen Ringes e.V.



Folge 2/3 18. Jahrgang 1992

Totengang

Die Amseln rascheln im welken Laub
und holen die letzten Beeren.
Wir gehn zu den Gräbern, die schweigend und taub
die Stille der Toten ehren.

Wir gehn durch die Reihen von Grab zu Grab,
entziffern der Steine Kerben
und folgen dem ew'gen Hinauf und Hinab
von Geborenwerden und Sterben.

Der Wind weht rauh über grünende Saat,
die jenseits der Mauer sich breitet.
Sie wächst aus dem Acker und wird dann zur Mahd
im kommenden Herbste gespreitet.

Und werden aus Arbeit und Elternschaft
Einst wir uns zur Erde begeben, –
es wächst aus unsrer verwandelten Kraft
das tausendfältige Leben.

Lothar Stengel-von Rutkowski

Umschlagbild: Das Schwert gehörte einem Häuptling, der in Snartemo (Südwest-Norwegen) beerdigt wurde. Es hat einen goldbelegten Griff; die Schwertscheide war aus Holz mit Leder überzogen. Die links gezeichnete Riemenspange ist auch mit Gold belegt. Beide Teile stammen ca. 570 n.d.Ztr.

Rassenkundliche Betrachtung der Dänischen Geschichte

Von Ejnar Vaaben

Heimat und Ahnen

„Besitz stirbt, Sippen sterben,
Du selbst stirbst wie sie;
Eins weiß ich, das ewig lebt:
Des Toten Tatenruhm."
(Havamal.)

Danmark ist im Licht geboren und kündet seit Jahrtausenden den Sieg der Sonne über Kälte und Finsternis. Als der nordeuropäische Riesengletscher einer milderen Witterung weichen mußte, tauchte ein neues Land aus den Wellen der Nordsee und ist in stetem Kampf mit dem Meere geblieben. Was die Kreidetiere in verschiedenen Schichten durch Jahrmillionen geduldig gebaut haben, wurde durch das laute Krachen gigantischer Eismassen mit so großer Schöpferkraft vollendet, als hätten Kämpen mit Landmassen und Steinen geschleudert. Hoch aufgetürmte Hügelwellen, oft mit unruhig und wild geformten Abhängen, wie „Svanninge Bakker" auf Fünen, durchziehen und prägen fast überall die vielgestaltige dänische Landschaft, und von „Kampesten" und anderen Steinarten ist ein Reichtum ohnegleichen, dessen Bedeutung nicht nur in dem natürlichen Küstenschutz liegt, sondern auch in der leichten Beschaffung von reichem Material für die Steinwerkzeuge der steinzeitlichen Menschen. Reißende Ströme von den Höhenzügen führten Lehm und Sand durch die schnell entstandenen Schluchten des Landes, wo eine reiche Pflanzen- und Tierwelt bald heimisch wurde.

Wie aber die vielen größeren und kleineren Ströme samt Wind und Wetter das Land formten, Auen und Täler langsam breiteten, so setzte seinerseits das Meer unaufhaltsam die tosenden Angriffe auf die neuen Küsten fort, und als eine Landsenkung stattfand, brach um 5000 v. u. Z. die Nordsee durch, bildete „Kattegat" und die drei Eingangspforten zu der Ostsee: „Lillebælt", „Storebælt" und „Øresund". Abgesehen von den späteren Landverlusten an der jütländischen Westküste und der dauernden Verminderung der dänischen Förde und Seen, hat Dänemark seit rund 7000 Jahren seinen heutigen Umriß.

Dieses Land war schon in der älteren Steinzeit besiedelt. Nirgends in Nordeuropa sind so viele altsteinzeitliche Geräte der Nachwelt überliefert. In den „Kokkenmøddinger" aus den Jahrtausenden vor der großen Landsenkung hat die altsteinzeitliche Forschung ihren Schwerpunkt. Für die jüngere Steinzeit (5000—2000) gilt dasselbe. Auch hier sind die fast unübersehbaren dänischen Funde, die sich im „Nationalmuseum" und in vielen Provinzsammlungen häufen, ein beredtes Zeugnis für die damalige Besiedlung und für den tiefen Wandel, der mit und in der jüngeren Steinzeit eintrat.

Als Sammler, Jäger und Fischer lebten die altsteinzeitlichen Einwohner des Ostseegebietes, das damals — und bis in das Frühmittelalter hinein — das dichtest besiedelte Gebiet Europas war, weil es hier die besten Voraussetzungen der steinzeitlichen Technik und Lebensführung gab. Diese Tatsache hat bewirkt, daß das Ostseegebiet — voran Dänemark, einschließlich Schonen, Halland und Bleking — ein Sammelbecken derjenigen Stämme wurde, die als **nordische Rasse** in der jüngeren Steinzeit hervortreten. Über diese Stämme, die von Westen und Südosten her nach Nordeuropa und Skandinavien einwanderten und der jüngeren steinzeitlichen Kultur ihren Stempel aufdrückten, hat die Vorgeschichtsfor-

schung an Hand zahlreicher Gräberfunde feststellen können, daß die östlichen Einwanderer Viehzucht und Ackerbau kannten, wogegen die westlichen Landnammänner nicht nur Ackerbauer, sondern auch Seefahrer und hervorragende Handwerker waren.

Um etwa 2500 v. u. Z. trieb man Viehzucht und Ackerbau in Dänemark. Rind, Schwein, Schaf und Ziege — etwa um 2000 herum auch das Pferd — waren unseren steinzeitlichen Vorfahren bekannt, und auf ihren mit der Hacke bearbeiteten Feldern blühten der Weizen und die Gerste, die im Herbst mit der Sichel gemäht wurden. Da aber die Mergelung und das Düngen noch unbekannt waren — erst der ausgehenden Bronzezeit und der Eisenzeit blieb der intensive Ackerbau und die Wohnsässigkeit vorbehalten —, mußte man den sogenannten „Svejdebrug" betreiben, d. h. Wälder roden und einäschern, sobald die alten Felder abgewirtschaftet lagen.

Mit der Bronzezeit (2000 bis 500) kamen neue Kornsorten, und zwar Hafer und Hirse. Auch der Flachs wurde bekannt und für Kleidung und Haushalt ausgenutzt. Gleichzeitig trat der Pflug — in Gestalt der primitiven „ard" — seinen Siegeszug an. Aber vor allem: die Funde aus der Bronzezeit geben Kunde von einer außergewöhnlich einheitlichen und stilsicheren Kultur eines nordischen Bauernkriegertums, dessen feiner Kunstsinn in den „Luren" und in den „Guldhornene" eine erstaunliche Höhe erreicht hat. Zahlreiche Funde — darunter der „Sonnenwagen" aus Seeland — zeugen einstimmig dafür, daß der Sonnenkult im bronzezeitlichen



Dänemark vorherrschend war. Was die gesellschaftslosen, unfreien Sklaven geglaubt haben, und wie ihre tatsächliche Stellung innerhalb der Weltanschauung und Gesellschaftsordnung der freien Ahnen des dänischen Volkes war, wie groß ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung und wie groß ihre rassische Verwandtschaft mit ihren Herren gewesen — darauf gibt die Geschichte keine Antwort.

Nur die Taten und die Haltung des einzelnen Volksgenossen kann schließlich die eigentliche Frage nach Herkunft und Ahnen des dänischen Volkes entscheiden.

Reichsgründung und großpolitische Ausgriffe

Aus der vorgeschichtlichen Zeit stammen sagenhafte Überlieferungen von einem einheitlichen Reich der Dänen. So wird von Skjold, einem Sohne Odins, erzählt, daß er einst als kleines Kind, allein und sanft schlafend auf einem unbekannten Schiffe, an den dänischen Gestaden landete, und dort von dem führerlosen Dänenvolk auf den Schild gehoben und zum König ausgerufen ward. Unter seinen in Sagen und Dichtungen viel besungenen Nachkommen, Skjoldungerne, die in Lejre bei Roskilde ihren Königssitz aufschlugen, tritt besonders Rolf Krakes leuchtende Heldengestalt hervor. Und das tragische Sterben Rolfs und seiner Kämpen — ein Hoheslied der männlichen Ehre und Treue — hat bei allen größeren dänischen Geschichtsschreibern und Skalden von Saxo bis Grundtvig einen starken Widerhall gefunden und gehört in seinem schlichten und selbstverständlichen Bekenntnis zu den nordischen Höchstwerten derselben heldischen Welt, die im „Nibelungenlied“ und „Fändrik Staal“ besungen worden sind.

Kann man auch seit 500 n. u. Z. Könige, die alle Dänen beherrschen, vermuten und zum Teil feststellen, so ist es doch verfrüht, von einer eigentlichen Reichsgründung wenigstens vor König Gorm (um 950) zu sprechen. Weder das Königtum noch der Reichsgedanke hat die nötige Reife gefunden. In der unruhigen Wikingerzeit tauchten wechselnde Herrschaftsgebilde auf als Riesenunternehmungen großer Einzelpersönlichkeiten, wie des namhaften Regnar Lodbrog. Oft losgelöst von den Bindungen der Heimat und der Sippe werden die erfolgreichsten Abenteurer und Landnam-Männer See- oder Heerkönige über große Scharen des übervölkerten Skandinaviens, die in der Fremde nicht nur Abenteuer und Beute, sondern vielfach auch als Siedler Neuland suchten — Danelagen in England zum Beispiel — und dadurch, wie es die einzigartige und lebensvolle Geschichte der Normannen schildert, einen ebenso nachhaltigen wie entscheidenden Einfluß auf die Entwicklung des Abendlandes durch die Jahrhunderte ausübten.

Das Vorhandensein der „Lande“: Skaane, Sjælland und Jylland-Fyn mit ihren Tingstätten in Lund, Ringsted und Viborg braucht nicht ein gefestigtes Reich des vorgeschichtlichen Dänemarks auszuschließen, aber die drei Lande, deren Selbständigkeit und deutlich umrissene und urwüchsige Rechtswesen und Gerichtshoheiten in das dänische Frühmittelalter als politische Gebilde hineinragen, um erst im Laufe des 12. Jahrhunderts ihre letzten Machtstellungen zu verlieren, hatten von sich aus nicht nur kein Verständnis für ein erstarktes Königtum im europäisch-kirchlichen Sinne, sondern kannten nur die Auflehnung gegenüber den Machtansprüchen der Könige, wie später gegenüber den Bischöfen. Erst als die stärker einsetzende Trennung des dänischen Bauernkriegertums in Ackerbauer und Berufskrieger einen neuen Schwertadel gebildet hatte, fanden Königtum und Reich eine Grundlage, die, später durch die Weihe und die Organisationsformen der Kirche verstärkt, ein halbes Jahrtausend dauern sollte.

König Gorm, der mit seiner Frau, Thyra Danebod, teils der Sagenwelt, teils der Geschichte angehört, steht an der Schwelle dieser Entwicklung — und vor der tausendjährigen Zeitwende im Zeichen des Kreuzes und des Christentums, das vom deutschen Süden langsam nach Norden drängte. Gatte und Gattin liegen nach uralter Vätersitte in zwei riesigen Kämpehügeln in ihrem alten Königssitz Jælling bestattet. Zwischen den Hügeln aber stehen die kleine Dorfkirche und die berühmten Runendenkmäler. König Harald Blaatand hat auf das große Denkmal die Inschrift setzen lassen:

„Harald König setzte dieses Denkmal über Gorm
Seinen Vater und Thyra seine Mutter, derjenige
Harald, der ganz Dänemark und Norwegen gewann
Und die Dänen zum Christentum bekehrte."

Mit Harald Blaatand (960—985) trat das Dänische Reich in die Geschichte ein.

Das Königtum war gestärkt, und die spontanen, volksverschwendenden Wanderungen über Land und Meer nach allen Himmelsrichtungen schienen nun von bewußten politischen Ausgriffen abgelöst zu werden. Das große Runendenkmal in Jælling berichtet von einer Eroberung Norwegens, und unter den Nachkommen Haralds schritt die dänische Geschichte fort im Zeichen der vom Reich aus organisierten Wikingerzüge nach England. Mit der Christianisierung der Dänen aber liegen die Verhältnisse nicht so einfach, wie die Runen in Jælling und die landläufige Überlieferung es wahrhaben wollen, und es scheint deshalb geboten, die große religiöse Zeitwende des Näheren zu betrachten. Auch weil sonst die spätere dänische Geschichte und ihre Hauptgestalten unverständlich bleiben.

Während der Glaube an eine göttliche Weltordnung unzertrennlich mit gesundem Menschentum verbunden ist und die freie Entwicklung der Glaubenskräfte letzten Endes über Sein oder Nicht-Sein eines Volkes entscheidet, unterliegen die einzelnen Religionen dem Wechsel, seien sie als Weltreligionen oder Volksreligionen entstanden. Bei einem ungebrochenen Volke bleiben die Glaubenswerte und die weltanschauliche Grundhaltung mit der Rasse bestehen, wogegen die äußeren Formen und Namen sich langsam und fast unmerklich ändern, bis jäh der Ragnarok, die Götterdämmerung, einbricht und die alten Stätten, Feiertage und Gebräuche von neuen Göttern übernommen werden. Der Sonnenkult war allmählich und auf Umwegen von dem tiefen und schönen Glauben an die Asen abgelöst worden; nun standen die Asen selbst vor dem unwiderruflichen Untergang. Der Glaube an die alte Götterwelt hatte schon eine wesentliche Schwächung erfahren, als das große Ringen zwischen Heidentum und Christentum einsetzte. Wie aber der hervorragende dänische Forscher Wilhelm Grönbeck in „Religionsskiftet i Norden" nachgewiesen, vollzog sich der Übergang vom alten Glauben zum Christentum meistens nur rein äußerlich, ohne innere Wandlung der seelischen und charakterlichen Grundhaltung der damaligen Menschen. Man beugte sich „dem weißen Crist" als dem Stärkeren, der die Asen überwunden, setzte aber die alte Lebensführung fort im Sinne der althergebrachten nordischen Höchstwerte eines tüchtigen und tapferen Lebens innerhalb der Sippen und Sippenverbände. Ja, der Übertritt zum Christentum liegt oft in der Furcht vor der Auflösung der Sippengemeinschaft und der Sippenehre begründet, wie es die bemerkenswerte gesetzliche Einführung des Christentums auf Island im Jahre 1000 zeigt. Ähnlich wie auf Island und im Gegensatz zu den grausamen Bekehrungsmethoden unter den Sachsen und Norwegern geschah der Übertritt zum Christentum in Dänemark im Zeichen der religiösen Duldsamkeit, die ursprünglich allen indogermanischen Völkern ebenso eigen ist, wie ihnen religiöser Bekehrungseifer unverständlich und fremd erscheint. Die dänische Glaubenswende, die erst im Laufe des 11. Jahrhunderts vollzogen wurde, war zunächst von oberflächlicher Natur, und die Er-

hebung der Sklaven in den organisch erwachsenden Stand der Freien hat kaum die rassische und gesellschaftliche Struktur des damaligen dänischen Volkes wesentlich geändert. Als aber Kirche und Königtum sich als Fremdkörper in der organisch gegliederten Gesellschaft machtvoll herausgestalteten und gegen die angeborene Sinnesart und Rechtsauffassung des Volkes verstießen, begann die tiefgehende und alle Lebensgebiete umfassende Auseinandersetzung zwischen den fremden und den angeborenen Werten. Dieser oft blutige und haßerfüllte Kampf zwischen den artfremden und arteigenen Kräften wurde ebenso verwickelt wie tragisch. Verwickelt, weil das Königtum in der späteren dänischen Geschichte bald völkische, bald antivölkische Belange vertreten sollte; tragisch, weil die führenden Geschlechter des Landes sich bald nach unten abschlossen, den größten Teil der gemeinfreien und wehrhaften Bauern allmählich entrechteten und ohne die kolonisatorische und wirtschaftliche Kraft des dänischen Volkes richtig einzuschätzen und richtig auszunutzen, eine verhängnisvolle Außenpolitik einleiteten. Die Verwilderung der vorchristlichen Dänen in Aufbruchs- und Notzeiten, wie die kriegerfüllten Jahrhunderte der Wikingerzüge es waren, rüttelt nicht an der grundlegenden Tatsache, daß Gerechtigkeitssinn und tiefe Gemütskräfte wie Milde und Großzügigkeit größere seelische Gestaltungskraft und Gestaltungsmöglichkeiten bei den damaligen Dänen besaßen, als etwa Blindwütigkeit und „Barbarei". Auch bedeutet der schrittweise Sieg des Christentums und die dagegen einsetzende und steigende Auflehnung, rassenseelisch gesehen, eine seelische und sittliche Spaltung des einzelnen Menschen wie des dänischen Volkes, da die Werte und Wertungen des Christentums den angeborenen und ererbten entgegengesetzt sind. Hier der Glaube an das göttliche und sinndurchwaltete Diesseits und ein nie erschlaffendes Verantwortungsgefühl gegenüber Vorfahren und Nachkommen, dort die Verneinung aller diesseitigen Werte, voran der Ehre und Treue, die Verurteilung des Ahnenstolzes und der religiös betonten Aufartung. Auf der einen Seite die Veredlung der Menschen, durch ein frommes Befolgen der ewigen Lebensgesetze, eine sittliche Forderung nach „Erbtüchtigkeit" (Günther) und Kinderreichtum, auf der anderen Seite die Abtötung des Fleisches und die „Erbsünde".

Die „Einführung" des Christentums unter Harald Blaatand hat zunächst keine Änderung in der dänischen Expansionspolitik gezeitigt. Die Eroberung Norwegens, der Versuch, südlich der Eider vorzudrängen und die Errichtung „Jomsborgs" an der Odermündung stellen Harald auf den Boden des großpolitischen Ausgriffes des Dänentums im Ostseegebiet. Sein Sohn und siegreicher Gegner, Svend Tveskæg (985 bis 1014), suchte darüber hinaus nach England hinüberzugreifen. Wie die Skandinavier seit Jahrtausenden ihre Wikinger- und Wagenzüge in östlicher, südlicher und westlicher Richtung abgestoßen haben, so wurde — halb spontan, halb zielbewußt — dänischerseits der große Versuch gemacht, das Reich und die Herrschaft der Dänen nach den Ländern jenseits der Ostsee und der Nordsee zu tragen.

Der tiefe Zusammenhang zwischen Rasse und Raum geht wie ein roter Faden durch die dänische Geschichte, und bedarf deshalb in der künftigen Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung einer gründlichen Berücksichtigung.

Eine Untersuchung dieses Zusammenhanges muß bei der Tatsache anfangen, daß Dänemark, von der jüngeren Steinzeit an bis um 1200 herum, das dichtest besiedelte Gebiet Nordeuropas war, während später, und namentlich durch die Industrialisierung und Verstädterung des 19. Jahrhunderts, die Bevölkerungsdichte in den Gebieten der Kohle und Metalle sich zusammenballte. Um 1200 zählte Dänemark über eine Million Einwohner — eine Zahl, die erst vor hundert Jahren überholt wurde; gleichzeitig zählte England kaum 2 Millionen und Deutschland schätzungsweise 5 Millionen Einwohner. Gegenüber Norwegen und Schweden war Dänemark auch bevölkerungsmäßig und politisch überlegen, und die Sprache der Skandinavier wurde damals einfach „Den danske Tunge" genannt. Aber nicht nur bezüglich der Bevölkerungsdichte, sondern auch in rassischer Hinsicht zeichneten sich die freien Stämme an der Ostsee besonders aus, und damit waren mit der zunehmenden Übervölkerung Skandinaviens die weit hinausgreifenden Völkerwanderungen und Wikingerzüge gegeben. Aber auch der Aufstieg und die Aufartung Westeuropas. Vor allem Englands. Aus dieser Entwicklung heraus ergab sich für die dänische Politik die Notwendigkeit einer räumlichen und überseeischen Erweiterung des Reiches, sollte nicht das Verhängnis des kleinen Raumes

das dänische Schicksal in sein Gegenteil verwandeln. „Hammer und Amboß sein?“ Ob von staatsmännischem Weitblick oder ob von der harten Logik der Dinge geleitet: in dem Augenblick, wo das Gleichgewicht zwischen Rasse und Raum für Dänemark zerstört war, suchte es durch ein jahrhundertlanges Ringen seine raumpolitische Frage zu lösen. Und da alle großpolitischen Ausgriffe scheiterten, wurde Dänemark auf ein kleinstaatliches Dasein zurückgeworfen. Doch ohne seinem Schicksal zu entgehen. Denn ähnlich wie der Niedergang nach dem Dreißigjährigen Krieg letzten Endes den völkischen Durchbruch und die seelische Vertiefung der deutschen Nation herbeiführte, so steht das dänische Geistesleben seit dem 17. Jahrhundert im Zeichen der gesunden Aufklärung und der intuitiven Selbstbesinnung auf die Lebens- und Charakterwerte der Altvordern. Diese Vertiefung der völkischen Kräfte hat innerhalb der nordisch-bestimmten Nationen eine wesentlich andere Einstellung und politische Zielrichtung geschaffen, eine Einstellung, die den Imperialismus und die Kleinstaaterei gleich unwürdig und unhaltbar findet. Das Verhängnis des kleinen Raumes liegt nicht in einer rassischen Verschlechterung des Volkes — Auswanderungen, die nicht ganze Völkerschaften und Dörfer umfassen, werden nie eine dauernde rassische Verringerung herbeiführen —, sondern in der geistigen und gesellschaftlichen Auslese der kleinen und kleinlichen Verhältnisse, einer Auslese, die das gesunde Führertum und „die Söhne des Hauses“ zurückdrängt, weil die rassischen Entfaltungsmöglichkeiten zum Ersticken eingeengt sind. In den Völkerschicksalen können Niederlagen und Zeiten der seelischen Vertiefung notwendig sein, und die Taten der Dichter und Denker geben erst den Völkern ihre Würde und ihren Ewigkeitswert. Den Zeiten der Selbstbesinnung müssen aber Zeiten der politischen Tatkraft und des Ausgriffes folgen; denn die ehrenvolle Vergangenheit des eigenen Volkes ist keine Stimmungssache, sondern eine heilige Verpflichtung.

Zunächst gelang die Eroberung Englands (1013), und Svend Tveskægs Sohn, Knud der Große (1018—1035), stand bald als Herrscher über Dänemark, Norwegen und England. Allein die Völkerpersönlichkeiten der Dänen und der Engländer waren schon zu verschieden, und die politischen Verhältnisse Nord- und Westeuropas zu unruhig, um eine überseeische dänische Reichsgründung von Dauer gelingen zu lassen. Ja Knud selbst, der seinen Königssitz in England aufschlug und dort durch seinen „Tinglid“ — eine festgegliederte Gefolgschaft des Königs — und eine straffe Zentralregierung Erstaunliches erreichte, blieb zeitlebens mehr ein König der Engländer als der Dänen, wenn er auch sein Interesse an Dänemark dadurch zeigte, daß er angelsächsische Einrichtungen der Kirche und des Kulturlebens in seinem Vaterlande einzuführen suchte.

Als Knuds Sohn Hardeknud 1042 starb, riß die Verbindung zwischen England und Dänemark, das fünf Jahre unter norwegische Herrschaft kam; und als England im Jahre 1066 von der Normandie aus durch den Normannenherzog Wilhelm und seine Gefolgsleute erobert wurde, war es in rassischer Hinsicht ein Reich geworden, das sich nicht mehr überrennen ließ. Die Englandzüge, die der Dänenkönig Svend Estridsen — ein Neffe Knuds des Großen — unternahm, als er das Dänische Reich wiederhergestellt hatte, blieben erfolglos, und der Gedanke des Ausgriffes nach England ist mit seinem Sohne Knud dem Heiligen (1080—1086) nach dramatischen innenpolitischen Ereignissen erloschen.

Durch gegenseitige Unterstützung hatten sich Königtum und Kirche Schritt für Schritt eine größere Machtstellung errungen. Die altdänische Gesellschaftsordnung, vertreten durch „Landstingene“ in den drei alten Landen, ließ es aber nicht an zähem Widerstand fehlen und behauptete den Grundsatz des Wahlkönigtums und der Volkssouveränität. So wurde das Königtum durch die volksbetonte Wahl des Harald Heens auf „Isóre Ting“ 1076 in seine Befugnisse und Herrschaftsansprüche zurückgedrängt, und als sein brüderlicher Nachfolger, der kraftvolle und fanatisch kirchengläubige Knud der Heilige erneut und mit rücksichtsloser Energie für eine Erweiterung der königlichen und kirchlichen Macht eintrat und mit gewaltsamen Mitteln das Zehnt an die Kirche einführen wollte, kam es zu einer großen Erhebung des erbitterten dänischen Volkes.

Knud hatte 1085 die Wiedereroberung Englands unternehmen wollen und deshalb die gesamte dänische Flotte nach „Limfjorden" in Jütland aufgeboten. Diese Ledings-Flotte — eine straff organisierte volkliche Einrichtung für den Angriff zur See — lag nun kampfklar, als Knud wegen Grenzstreitigkeiten mit dem deutschen Kaiser Heinrich IV. auf sich warten ließ. Endlich angekommen, mußte er die Flotte heimschicken, da die Vorräte verzehrt waren. Dieses Ereignis steigerte überall im Reiche die Erbitterung gegen den König, und als er sich im Sommer 1086 im nördlichsten Jütland mit seiner Gefolgschaft aufhielt und die Übergriffe der königlichen Vögte gegen die althergebrachten Rechtsüberlieferungen sich ständig mehrten, brach die Volkserhebung aus mit ungestümer Gewalt. Knud flüchtete südwärts, konnte aber nirgends auf der Halbinsel festen Fuß fassen, und segelte dann von Schleswig nach Fünen, wo er nach seinem Königshof in Odense eilte. Allein, die fünische Bauernschaft wollte ebensowenig von ihm wissen wie die jütischen Verfolger. Am Abend des 10. Juli wurden Knud und seine tapfere Gefolgschaft in der St.-Albani-Kirche von den wütenden Bauern niedergehauen.

Bald darauf ist Knud von der Kirche kanonisiert worden, weil Wunder an seinem Grabe stattgefunden haben sollen.

Die Geschichte der dänischen Bauernaufstände in den Jahrhunderten von 1086 bis 1534 und das Schicksal des dänischen Bauerntums von der verhängnisvollen Niederlage im Jahre 1534 bis auf den heutigen Tag bietet mit der Volkserhebung gegen Knud den Heiligen nicht nur chronologisch, sondern auch inhaltlich einen guten Ausgangspunkt für eine einheitliche Darstellung der tausendjährigen Auseinandersetzung zwischen den nordischen und den fremden Werten und Einrichtungen auf dänischem Boden. Der erste Bauernkrieg Dänemarks war kein sozialer, sondern ein national-völkischer gegen ein volksfremdes Königtum und eine volksfremde Kirche. Dasselbe gilt für die Bauernerhebung in Schonen gegen Erzbischof Absalon in den Jahren 1178 bis 1181, obgleich der Aufstand mehr gegen den Erzbischof und seine Dienstmannen als gegen das Königtum gerichtet war. Der Bauernaufstand im Jahre 1260 unter Erik Glipping hat aber schon einen ganz anderen Charakter, denn hier handelt es sich um eine soziale Erhebung gegen eine Überschicht. Ein besonderer Herrenstand hat sich herausgestaltet, teils durch fremde Vorbilder, teils durch neue Formen der Kriegstechnik und des Wirtschaftslebens, und die Herren — „Rigets bedste Mænd" — waren damit begriffen, sich fest gegen „unten" abzugrenzen. Gleichzeitig wurde dieser Herrenstand auf Kosten des Königtums Reichsstand und fühlte sich mehr und mehr als der eigentliche Träger der Staatsgewalt und der staatlichen Kontinuität. Mit anderen Worten: die klare Frontstellung war verlorengegangen, und die geistigen und politischen Belange des Reiches nicht mehr Sache des Volkes (und einer organischen Auslese desselben), sondern des Standesadels und des Priesterstandes. Noch verwickelter wurden die Dinge dadurch, daß die dänischen Könige Kristoffer I. (1252 bis 1259) und Erik Mänved (1286—1319) durch ihre scharfe, aber nicht durchführbare Auflehnung gegen die Machtansprüche des internationalen Papsttums und seine erzbischöflichen Vertreter Jacob Erlandsen und Jens Grand bewußt oder unbewußt die alte völkische und kirchenfeindliche Einstellung der Dänen aufgriffen, aber mit so unklaren Zielsetzungen und geistigen Hintergründen, daß sie ohne geschichtliche Bedeutung blieb. Im Laufe des 14. Jahrhunderts wurde der unüberbrückbare Standesunterschied zwischen Adel und Bauerntum noch deutlicher, und Erik af Pommeren (1397—1439), der wegen seines Gegensatzes zu dem Reichsadel schließlich abgesetzt wurde, versuchte politisch auf die wachsende Unzufriedenheit der Bauern zu bauen. Unter seinem Nachfolger Kristoffer af Bayern wurde ein politisches Bündnis zwischen Königtum und Adelsstand geschlossen, und ein großer jütischer Bauernaufstand niedergeschlagen (1441). Die systematische Entrechtung des dänischen Bauerntums setzte nun ernstlich ein und gipfelte in der Aufhebung der Freizügigkeit („Vornedskabet") auf den dänischen Inseln, wo die meisten Bauern, namentlich östlich von „Storebælt", ihre Freiheit und wirtschaftliche Selbstverantwortung mit dem Adels-Schutz und der Adels-Abhängigkeit schon vertauscht hatten. Der großzügige, aber charakterlich fragwürdige Kristian II. (1513—1523) versuchte aus idealen und machtpolitischen Gründen heraus eine adelsfeindliche Bauern- und Bürgerpolitik einzuleiten, konnte sie aber nicht durchführen und wurde vom „Rigsraadet" (dem Reichsrat) — verfassungsmäßig die tragende Institution des Reiches — abgesetzt und des Landes vertrieben.

Die Bauern- und Bürgeraufstände in Schonen unter Sören Norbby im Jahre 1525 und in dem übrigen Reiche in den ungemein blutigen Jahren von 1534 bis 1536 — die sogenannte „Grafenfehde" — endeten mit einer völligen Niederlage des dänischen Bauerntums. Kaum hundert Jahre später wollte der beliebte Volkskönig Kristian IV. (1588—1648) „Vornedskabet" aufheben und überhaupt die Lage der Bauern bessern, aber dieser und ähnliche Versuche einzelner Nachfolger blieben erfolglos, bis die großen Bauernreformen in den 1780er Jahren unter dem „aufgeklärten Absolutismus" eines Kronprinzen Frederiks, der Edelmänner Reventlow und des bürgerlichen Juristen Colbjörnson den Ausgangspunkt einer beginnenden Bauernfreiheit schufen, die indessen durch die Verstädterung und die antivölkische Geisteshaltung des liberalistischen 19. Jahrhunderts in Frage gestellt wurde. Während die dänische Landwirtschaft eine oft einzigartige Vorbildlichkeit erreicht hat, ist gleichzeitig — und Hand in Hand mit der Verfälschung des völkischen Gedankens im dänischen Bauerntum — die verhängnisvolle Verpfändung der Bauernhöfe an das Leihkapital derart fortgeschritten, daß man kaum von einem freien und wirtschaftlich unabhängigen Bauerntum reden kann. Außerdem hat die Landflucht Formen angenommen, die zwangsläufig große Entscheidungen zeitigen müssen.

In der kurzen Regierungszeit Knuds des Heiligen wurde somit eine tragische Entwicklung eingeleitet, die erst heute vor ihrem Abschluß steht, und zwar unter der völkischen Losung von Blut und Boden.

Die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts war eine Zeit der Schwäche und des Niederganges. Wendische Seeräuber konnten an den dänischen Küsten plündern, und nach der Ermordung des edlen Knud Lavard im Jahre 1131 kam das Dänische Reich durch Bürgerkrieg und Wirren in Verfall und Auflösung. Mit der Führung und Verteidigung der dänischen Grenzmark „Sønderjylland" (Schleswig) von König Niels beauftragt, hatte Knud Lavard sich als ein hervorragender Herrscher und Krieger erwiesen, und der Gedanke konnte aufkommen, daß nur er die Not des Reiches wenden könnte. Durch einen längeren Aufenthalt an dem sächsischen Kaiserhofe hatte Knud zwar ein äußeres Auftreten und eine Lebensführung angenommen, die den Dänen als eine Art „Verwelschung" vorkommen mußte; mit seinem schlichten Charakter und seiner edlen Erscheinung hatte er aber die Herzen so für sich gewonnen, daß Magnus, der Sohn des Königs Niels, von Neid und Furcht erfüllt den ahnungslosen Knud Lavard zu einem Gespräch in den Wäldern bei „Haraldsted" (Mittelseeland) lockte und unter persönlicher Teilnahme den waffenlosen Helden töten ließ.

Dieser feige Mord, der König Niels und Magnus um Ehre und Leben brachte, machte Knud zu einem Volkshelden, und die Kirche hat ihn im Jahre 1170 heilig gesprochen. Als diese feierliche Handlung stattfand, war der Sohn Knud Lavards, Waldemar der Große (1157—1182), König der Dänen geworden und hatte mit Hilfe seines Freundes Absalon die Einheit und Macht des Reiches wiederhergestellt.

Waldemar der Große hat den großen Ausgriff über die Ostsee begonnen. Die Wenden wurden besiegt durch die Eroberung und „Christianisierung" Rügens, und sein Sohn, Knud VI., nahm Pommern ein. Sein Bruder Waldemar der Sieger (1202—1241) schob die dänische Südgrenze von der Eider bis an die Elbe und eroberte im Einvernehmen mit den deutschen Ordensrittern Estland im Jahre 1219. Wie lose aber die baltische Herrschaft der Waldemare war, sollte 1223 die Gefangennahme Waldemars und seines Sohnes zeigen. Vater und Sohn hielten sich mit einer kleinen Jagdgesellschaft auf der südfünischen Insel „Lyö" auf, als sie von Waldemars Lehnsmann, dem „schwarzen Grafen Heinrich" von Schwerin, gefangen und nach Deutschland entführt wurden. Fast drei Jahre dauerte die Gefangenschaft, und ihre Freilassung und Heimkehr hat das Reich die Länder zwischen Eider und Elbe samt Pommern gekostet. Als Waldemar seine vorige Machtstellung wiederherstellen wollte, wurde er von den vereinten norddeutschen Mächten in der Schlacht bei „Bornhöved" (1227) besiegt. Unter seinen Gegnern befanden sich der Schaumburger Adolf IV. von Holstein und die Städte Hamburg und Lübeck.

Ebenbürtige und blutsverwandte Gegenkräfte waren dem dänischen Ausgriff entstanden, und das von Heinrich dem Löwen und Waldemar dem Großen begonnene Verdrängen der Slawen zwischen Elbe und Weichsel wurde wohl entscheidend für die raumpolitische Entwicklung des deutschen Volkes, während die Epoche der überseeischen Eroberungen im baltischen Raum für uns Dänen dieselbe geschichtliche Bedeutung gehabt hat wie die Italienzüge der deutschen Kaiser.

Als Seefahrernation und mit einer wohlorganisierten Flotte versehen, hatte Dänemark im Ostseegebiet die ersten Möglichkeiten. Da indessen unsere überseeischen Herrschaftsgebilde keine kolonisatorischen Unterbauungen erhielten, mußten die landfesten Deutschen auf die Dauer die größten raumpolitischen Möglichkeiten haben, die zuerst von dem großen Staatsmann Heinrich dem Löwen ausgenutzt wurden, als unter seiner weitsichtigen Führung deutsche Männer mit Schwert und Pflug die Eroberung der ostelbischen Gebiete des heutigen Deutschen Reiches begannen.

Die späteren dänischen Eroberungen in Norddeutschland kamen nur durch besondere Umstände zustande, und auch diese „Eroberungen" lagen nur im Bereiche der „Oberhoheiten" und der vorübergehenden Lehnsverhältnisse, hatten mit anderen Worten Sinn und Zielrichtung verloren, wie die Wiederaufnahme der waldemarischen Ostseepolitik unter Erik Mænved (1286—1319) deutlich zeigte.

Allein, unter der bunten Oberfläche der wechselnden Bündnisse, Fehden und Kriege regte sich für Dänemark die eiserne Frage nach Sein oder Nichtsein des Reiches, stand die unerbittliche Wahl zwischen Erweiterung nach außen und einer rückläufigen Einengung, ja staatlichen Vernichtung von Reich und Volk. Die Dinge haben ihre harte Logik, und das Scheitern der dänischen Ausgriffe nach Norddeutschland und der „wendischen Küste" hat das Dänische Reich auf die Verteidigung gegen das zielbewußte Vordrängen des deutschen Ritters und des deutschen Kaufmannes zurückgeworfen.

Nach dem Tode Erik Mænveds kam für Dänemark wieder eine Zeit des Niederganges und der Auflösung, ja acht Jahre lang war das Reich ohne König und wurde von dem holsteinischen Grafen Gerhard III. regiert. Durch eine überspannte Finanzpolitik hatten Erik und seine Nachfolger ganz Dänemark an ausländische Fürsten verpfändet, und als „Hauptkreditor" übernahm Gerhard 1330 die Regierung des verwahrlosten Reiches.

Um diese Lage und überhaupt das deutsch-dänische Völkerringen zu verstehen, ist es notwendig, die Entwicklung Schleswigs und Holsteins des näheren zu betrachten. An der Schwelle der geschichtlichen Zeit Dänemarks erfahren wir von engen freundschaftlichen und politischen Beziehungen zwischen Niedersachsen und Dänen, von dem Aufenthalt des sächsischen Helden Widukind am dänischen Hofe und von dem Vordrängen des gemeinsamen Feindes, Karls des Franken. Während aber die Glaubensfreiheit und die politische Selbständigkeit der freien Sachsen vernichtet wurden, konnte Karl nicht die weit kürzere Front der Dänen — „Danevirke" — überrennen, sondern mußte die Grenze und das dänische Heidentum bestehen lassen. Durch den inneren Verfall der damaligen nordischen Weltanschauung und des Götterglaubens und durch Thronstreitigkeiten, die Kaiser Ludwig dem Frommen Anlaß zur Einmischung in die innerdänischen Verhältnisse gaben, wurde indessen eine Einbruchsstelle für das Christentum in der regen Handelsstadt Schleswig geschaffen und so die christliche Eroberung von Dänemark in Angriff genommen. Ihre politische Selbständigkeit aber ließen sich die Dänen nicht nehmen, und im 11. Jahrhundert wurde aus der Landschaft „Sonderjylland" (Schleswig) eine Grenzmark gebildet, deren erster bedeutender Herrscher Knud Lavard war. Vier Jahre vorher war aber der tüchtige Adolf von Schauenburg zum Grafen von Holstein ernannt worden (1111), und somit war ein geschichtlicher Weg vorgezeichnet im Sinne des Druckes und des Gegendruckes und im Sinne der gegenseitigen und blutbedingten Befruchtung auf Gut und Böse. Zunächst ist dieser Weg der deutsch-dänischen Geschichte durch eine machtpolitische Überlegenheit der Dänen

und durch eine getrennte Entwicklung Schleswigs und Holsteins gekennzeichnet, aber schon im 14. Jahrhundert änderte sich das Bild. Eine Nebenlinie des dänischen Königshauses (das Haus Abels) war in Schleswig Erbherzöge geworden, und ihre Gegensätze zum dänischen Königshaus und Reich knüpften zwangsläufig ein engeres Band zwischen den Herzögen von Schleswig und den Grafen von Holstein. Gleichzeitig griffen die holsteinischen Ritter nach Schleswig über, und von einer Überschicht getragen und über das deutsche und dänische Bauerntum der beiden Landschaften hinweg begann die gemeinsame Geschichte Schleswigs und Holsteins. Von Einzelpersönlichkeiten hat niemand diese Entwicklung des Verbundenseins der beiden Länder so entscheidend und zielbewußt gefördert wie Gerhard III. Als er 1326 zu Viborg Vormund des unmündigen Waldemar III. (1326—1330) von Dänemark wurde, ließ er in der Verfassungsurkunde des jungen Königs (die sogenannte Constitutio Valdemariana) den Satz aufstellen, das Herzogtum Schleswig solle niemals mit der Krone Dänemarks so vereinigt werden, daß ein Herr sei über beide.

Ist aber die Politik des Grafen in bezug auf Schleswig klar und an sich folgerichtig, so liegen doch seine Pläne als Staatslenker der Dänen im Unklaren, und das dänische Abenteuer hat ihm schließlich den Kopf gekostet. Eine national-völkische Erhebung der Jütländer war im Entstehen, als der Edelmann Niels Ebbesen am 1. April 1340 in Randers mit 60 Verschwörern einritt, dort in nächtlicher Stunde den „grooten Gert" totschlug und mit Mühe und Not aus der mit deutschen Kriegern und Söldner überfüllten Stadt entkam. Die Erhebung brach jetzt in hellen Flammen aus. Gleichzeitig trat die Hansa, mit Lübeck an der Spitze, für die Königswahl des Sohnes des abgedankten Kristoffer II. ein.
Waldemar Atterdag (1340—1375) wurde König in Dänemark.

Waldemar konnte vorläufig nur den nördlichsten Teil Jütlands in Besitz nehmen. Das übrige Reich mußte er einlösen oder erkämpfen. Dies ist ihm durch Härte gegen sich selbst und sein Volk nach zwanzig Jahren gelungen, und außerdem hat das Königtum in seinen Befugnissen und Einkünften in dieser Zeitspanne einen Zuwachs erfahren, der für den dänischen Adel einen zeitweiligen Machtverlust bedeutete. Im Jahre 1346 hatte Waldemar Estland an die Deutschritter verkauft. Nach 1360 konnte er aber eine neue dänische Expansionspolitik einleiten, schon 1361 die schwedische Insel Gotland erobern und die von der Hansa beherrschte Stadt Visby zerstören.
Der König hat hiermit der dänischen Expansionspolitik eine großskandinavische Richtung gegeben und den Kampf gegen die Hansa begonnen. Gehen wir der damaligen Lage auf den Grund, so erscheint uns die politische Linie Waldemars als die folgerichtige Zusammenfassung der skandinavischen Kräfte gegen das vordrängende holsteinische Rittertum, vor allem aber gegen die politische und wirtschaftliche Übermacht der Hansastädte in Nordeuropa. Waldemar ist aber hier zu schnell und hart ans Werk gegangen und hat eine Gegenbewegung hervorgerufen, die er nicht meistern konnte. Auf dem Hansatag in Lübeck im Jahre 1367 haben 77 Städte den Krieg gegen den übermächtigen Dänenkönig beschlossen. Anfangs hat Waldemar die Stärke seiner Feinde unterschätzt, und bei der Überbringung der 77 Kriegserklärungen soll er höhnisch — und auf Plattdeutsch — geäußert haben:

„Seven unde seventig hensen
heft seven unde seventig gensen."

Als aber Schweden, Holstein und der jütische Adel sich den deutschen Städten anschlossen, floh der König ins Ausland und mußte bei dem Frieden zu Stralsund (1370) den hanseatischen Städten die sämtlichen Festen Schonens auf 15 Jahre überlassen. Während des Krieges hatten

die Holsteiner Grafen Jütland besetzt und Adel und Städte zur Huldigung gezwungen. Nun mußten sie das Gewonnene wieder aufgeben, erhielten aber 1373 eine königliche Bestätigung ihres Pfandrechtes auf Schleswig.

Königtum und Reich waren aber wieder erstarkt, als Waldemar Atterdags tatkräftige und hochbegabte Tochter Margrethe (1375—1412) das väterliche Erbe antrat. Zunächst wurde sie Vormund für ihren früh verstorbenen Sohn Oluf († 1387), der als Sohn des norwegischen Königs Haakon VI. († 1380) und als Enkel des abgesetzten Schwedenkönigs Magnus Smek dynastische Ansprüche auf alle drei Reiche besaß. Vom dänischen und vom norwegischen Reichsadel zum König erwählt, konnte der kleine Oluf seiner klugen Mutter eine doppelte Machtstellung übertragen, und nach seinem Tode ernannten die Norweger Margrethe zur Gebieterin des norwegischen Reiches. Durch innere Wirren in Schweden bekam die Königin bald das schwedische Reich in die Hand. Der Nachfolger Magnus Smeks, Albrecht von Mecklenburg, war in Gegensatz zum schwedischen Adel geraten, und dieser wandte sich jetzt an Margrethe. Bei Falen war 1389 die Entscheidungsschlacht, wodurch Albrecht des Reiches verlustig ging und Margrethe Königin von Schweden wurde. Ein staatlich geeintes Skandinavien unter dänischer Führung war dieser einzigen Frau gelungen, und auf der großen Reichstagung zu Kalmar 1397 ist ihr Neffe, Erik von Pommern (1397—1439), als König der drei Reiche feierlich gekrönt worden. Das dänische Königtum stand stärker als je zuvor nach innen und nach außen. Ja das aufziehende Verhängnis des kleinen Raumes schien durch den großskandinavischen Ausgriff überwunden.

Mit einer skandinavischen Rückendeckung hat sich die unermüdliche Königin gegen die Holsteiner gewandt und die Wiedereroberung Schleswigs begonnen. Durch einen fünfjährigen Waffenstillstand zu Kolding (1411) konnte Margrethe Nordschleswig mit Tondern und Flensburg in Besitz nehmen. Da traf sie der Tod. Am 28. Oktober 1412 ist sie auf ihrem Schiff im Flensburger Hafen an der Pest gestorben.

Der uralte dänische Königsstamm war erloschen. Konnten die Nachfolger das große Erbe weitertragen?

Räumliche Einengung der dänischen Nation

Erik von Pommern besaß nicht die Persönlichkeit und die staatsmännische Klugheit der großen Königin. Er suchte die holsteinische Politik Margrethes fortzuführen und hatte anfänglich den Erfolg, daß der deutsche Kaiser Sigismund im Jahre 1415 das Recht der dänischen Krone auf Schleswig anerkannte. Auch militärisch war der König anfangs im Vorteil; als sich aber die Hansa mit den Holsteinern gegen Erik verbündete, wurde er in die Verteidigung gedrängt und konnte bei dem Frieden in Vordingborg (1435) nur den nordöstlichen Teil Schleswigs mit Hadersleben behaupten. Die Hansa hatte seit Kalmar ihre politische Vormachtstellung in Skandinavien verloren, ihre handelsmäßigen Vorteile aber behalten. Sie zu festigen und den früheren politischen Einfluß im baltischen Raum wiederzugewinnen, war ihr natürliches Ziel. Erik hatte indessen auch einen dritten Feind: den Adel der Dänen und Schweden, und als er auch dem aufkommenden Bürgertum und dem Bauernstand seine Politik anlegen wollte und dabei gar zu voreilig an die Verwirklichung seiner Pläne schritt, hat er Gegenkräfte heraufbeschworen, deren er nicht Herr werden konnte. Ein schwedischer Bauernaufstand — gegen das Auftreten der dänischen und deutschen „Vögte“ gerichtet — stellte nicht nur die Regierung Eriks, sondern auch die skandinavische Einheit in Frage, und Erik wurde schließlich vom „Rigsraadet“ (dem Reichsrat) abgesetzt. Innenpolitisch bedeutet die Abdankung Eriks eine Wiedererstar-

kung und Steigerung der Adelsherrschaft, außenpolitisch eine äußerliche Fortsetzung der skandinavischen Einheit und die Bekämpfung der Hansa. Dagegen hat König Kristoffer af Bayern (1439—1448) den holsteinischen Grafen Schleswig als Erblehen überlassen. Mit dem Tode Kristoffers und der Thronbesteigung Kristians I. von Oldenburg (1448—1481) — des Stammvaters des dänischen Königshauses bis 1863 — riß die großskandinavische Einheit. Kristian wurde von dem dänischen und norwegischen Adel gewählt, in Schweden aber bestieg der schwedische Edelmann Karl Knutson den Thron. Mit dem Jahre 1448 war die skandinavische Union tatsächlich vorbei. Zwar ist es Kristian und seinen nächsten Nachfolgern zeitweise gelungen, die Oberherrschaft über Schweden zu erzwingen, und als Kristian II. (1513—1523) 1520 als Sieger in Stockholm einzog, schien die politische Verwirklichung des großskandinavischen Gedankens nahe. Anfang November feierte Kristian II. mit der Blüte des schwedischen Adels Frieden und Versöhnung auf dem Stockholmer Schloß. Da kamen inmitten der strahlenden Festlichkeiten die jähe Verhaftung, Verurteilung und Hinrichtung der versammelten Gäste, die unheimliche Köpfung im strömenden Novemberregen. Die blutige Tat, die als Festigung der skandinavischen Einheit und eines bürgerlich-absolutistischen Königtums gedacht war, zerschlug für immer Margrethes großpolitische Schöpfung und schuf zwischen den beiden Brudervölkern einen tragischen Haß, der seinen Schatten über Jahrhunderte warf.

Die Hansa hatte ihre großpolitische Rolle im baltischen Raume ausgespielt, und weder das Deutsche Reich noch die deutschen Territorialfürsten besaßen den Willen und die Kraft, nach Nordeuropa hinüberzugreifen, ja die Südgrenze Dänemarks war dadurch gestärkt worden, daß Kristian I. im Jahre 1460 von der sogenannten schleswig-holsteinischen Ritterschaft zum Grafen von Holstein und Herzog von Schleswig gewählt worden war. Somit hatte Dänemark-Norwegen und Schweden den Rücken frei für innere blutige Kriege auf Land und zur See.

Durch den letzten Fehlschlag des großpolitischen Ausgriffes hatte tatsächlich ein Kampf auf Leben und Tod für Dänemark begonnen. Nach außen hin und nach eigener Auffassung waren wir aber noch lange die führende Großmacht Nordeuropas. Das stolze „Kronborg" des Königs Friedrich II. am nördlichen Eingang des „Øresunds" stand als ein Sinnbild dänischer Größe und Macht, und als der deutsche Protestantismus sich im Dreißigjährigen Krieg nach auswärtigen Bundesgenossen umsehen mußte, war Kristian IV. (1588—1648) der Mann an erster Stelle. Da aber der Hilfsversuch des Heldenkönigs scheiterte (die Schlacht bei Lutter am Barenberge 1626), war Dänemark keine Großmacht mehr, während Schweden unter seinem Heldenkönig Gustav Adolf, der siegreich in den Dreißigjährigen Krieg eingegriffen hat, in eine bis 1721 dauernde Großmachtsperiode eintreten sollte.

Die Folgen dieser neuen Lage des Kräfteverhältnisses zwischen Dänemark-Norwegen und Schweden ließen nicht lange auf sich warten. Die dänische Regierung hatte sich aus Furcht vor der steigenden Macht Schwedens dem deutschen Kaiser auf diplomatischen Wegen genähert und aus finanziellen Gründen die Zollsätze für die Besegelung „Øresunds" erhöht. Durch den ersten Schritt machten sich die Dänen die Schweden feind, durch den zweiten reizten sie das mächtige Holland. 1643 fielen schwedische Heere in Jütland ein. Allein durch die energische Kraftentfaltung des alten Königs Kristian wurde eine militärische Katastrophe vermieden, wogegen aber der Friede zu Brömsebro im Jahre 1645 durch holländische Einflüsse dänische Landverluste verzeichnen mußte. Aber noch schlimmere Schicksalsschläge trafen Dänemark durch den „Karl-Gustavs-Krieg" von 1657 bis 1658. Der schwedische König, Karl X. Gustav, war in

einen militärisch fragwürdigen Krieg mit Polen verwickelt, als die dänische Regierung ihm den Krieg erklärte. Es gelang aber Karl, Frieden mit Polen zu schließen, und zur Überraschung der Dänen warf er seine freigemachten Heere nach Jütland. Noch verhängnisvoller wurde die Lage dadurch, daß ein beispiellos harter Winter einsetzte. Die sonst überlegene dänische Flotte fror ein, und die dänischen Inseln wurden durch das Eis mit Jütland „landfest". Über Fünen, Taasinge, Langeland und Lolland-Falster marschierten die Schweden nach Seeland und zwangen König Frederik III. (1648—1670) zu dem Frieden in Roskilde, wo er Schonen, Halland und Bleking samt Bornholm an Schweden abtreten mußte. Ähnlich den Tirolern unter Andreas Hofer machten die nationalbewußten Bornholmer indessen Aufruhr gegen die schwedische Besatzung der Insel und kamen wieder an ihr Vaterland zurück. Die anderen Landschaften aber blieben bei Schweden.

Im Herbst des Jahres 1658 erneuerte Karl X. Gustav den Krieg und holte zu dem großen Vernichtungsschlag gegen Dänemark-Norwegen aus. Durch die tapfere Verteidigung Kopenhagens und die kriegerische Einmischung der Holländer, die aus handels- und zollpolitischen Gründen kein Großskandinavien wünschten, wurde die Selbständigkeit des alten Dänenreiches aber gerettet.

Der Friede von 1660 stand im Zeichen der europäischen Westmächte. Die Heimat der staatsgründenden Normannen war ein Gegenstand der europäischen Politik geworden. —

Die blutsverwandten Völker des Ostseebeckens vermochten nicht, einander zu überwinden und eine nordeuropäische Großmacht zu gründen. Diese grundlegende Erkenntnis sollte in kommenden Zeiten — durch gegenseitiges Verstehen vertieft — neue politische Richtlinien zeitigen. Erst im Zeichen des „Skandinavismus", dann im Sinne des rassebetonten nordischen Gedankens.

Daß die staatliche Abhängigkeit Norwegens von 1380 bis 1814 keine Folge der rassischen und volklichen Schwäche, sondern durch geschichtliche Verhängnisse bedingt ist, zeigt das beginnende völkische Erwachen der Norweger im Anfang des 19. Jahrhunderts, zeigen die Jahre 1814 und 1905 sowie die erstaunlich selbständige und reiche Entwicklung der norwegischen Dichtung und Wissenschaft des 19. und 20. Jahrhunderts.

Die gemeinsame Geschichte unter dänischer Oberherrschaft liegt erstens in der Tatsache begründet, daß Norwegen in Gegensatz zu Schweden und Dänemark keinen Reichsadel von Bedeutung besaß, und zweitens darin, daß Bevölkerungsdichte und Wirtschaftsleben in Norwegen erst in der neuesten Zeit eine tragfähige Höhe erreichten. Vor allem das Fehlen eines wirklichen Reichsadels mußte bei der damaligen Struktur von Staat und Gesellschaft Norwegen die staatliche Selbständigkeit kosten, ähnlich wie das Adelsbauerntum Holsteins und Schleswigs während des Spätmittelalters und der neueren Zeit wohl in rassischer und volklicher Hinsicht bestehen konnte, staatlich und politisch aber zuerst von dem holsteinischen Standesadel, dann von dem Beamtentum des absolutistischen Monarchen überrannt wurde.

Das Scheitern der dänischen Eroberungsversuche in Schweden und die staatliche Erstarkung des Schwedischen Reiches führten zwangsläufig zu den raumpolitischen Rückschlägen, die Dänemark 1645 und 1658 trafen. Daß ein politischer Druck auf die dänische Südgrenze nicht einsetzte, liegt weniger in der dynastisch-ritterschaftlichen Zwischenlösung von 1460, als

in der ausschlaggebenden Tatsache begründet, daß Deutschland seit dem Untergang der Hansamacht und bis zum Eintritt Bismarcks in die preußisch-deutsche Geschichte sich in einer Periode der Auflösung und der politischen Schwäche befand. Mit dem Westfälischen Frieden wurde die politische Auflösung des Deutschen Reiches sozusagen staatsrechtlich festgelegt, während Dänemark-Norwegen eine staatliche Festigung durch die von Frederik III. (1648—1670) und dem Reichskanzler Griffenfeld eingeführte königliche Alleinherrschaft erfuhr.

Auch die 1544 und 1581 von den dänischen Königen vorgenommenen Teilungen von Schleswig und Holstein zugunsten jüngerer Söhne und das Entstehen des Gottorpschen Hauses und dessen dänenfeindliche Politik im 17. und 18. Jahrhundert, vermochten weder staatsrechtlich noch grenzpolitisch das Dänische Reich zu beeinträchtigen. Durch das Flensburger Abkommen von 1581 blieb die von der schleswig-holsteinischen Ritterschaft geforderte Einheit der Herzogtümer gleichzeitig mit den verwickelten Teilungen in „königliche", „herzogliche" und „gemeinschaftliche" Anteile bewahrt. 1721 wurde der herzogliche (Gottorper) Anteil von Schleswig mit den königlichen vereinigt, und endlich gelang es im Jahre 1773 dem deutschblütigen dänischen Staatsmann Andreas Peter Bernstorff — von den Grafen Schimmelmann und Reventlow unterstützt —, einen Vertrag mit dem aus dem Hause Gottorp stammenden Zaren von Rußland zu schließen, wonach dieser nicht nur auf seinen Schleswiger, sondern auch auf seinen Holsteiner Anteil verzichtete.

Die verwaltungsmäßige Einheit von Holstein und Schleswig blieb aber fortan bestehen, und deren wichtigste Angelegenheiten wurden weiterhin der „Deutschen Kanzlei" in Kopenhagen unterstellt. An der Kieler Universität fand das Beamtentum der beiden Herzogtümer seine Ausbildung und deutsche Kulturprägung. So schritt unter dänischer Oberherrschaft die Verdeutschung Süd- und Mittelschleswigs fort und erfaßte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch das Bauerntum von der Schlei bis an eine Linie südlich von Tondern und Flensburg.

Dem volksbewußten Deutschen und Dänen des 20. Jahrhunderts ist die damalige Haltung der dänischen Regierung, wie überhaupt die Lage in den Herzogtümern, unverständlich. Im Leben aber und in der Forschung sind die Dinge so zu sehen wie sie sind, und die Geschlechterreihen vor uns haben das Recht, nach ihren Voraussetzungen verstanden und beurteilt zu werden. Innerhalb des Dänenreiches lebten damals Deutsche, Norweger und Dänen im guten Einvernehmen. Deutsche Männer traten in dänische Staatsdienste, deutsche Dichter, wie Schiller und Hebbel, wurden von Dänemark aus unterstützt, während der edle dänische Dichter Johannes Ewald sich mit 16 Jahren zu den Fahnen des großen Preußenkönigs meldete.

Erst das — rassisch verwandte — völkische Erwachen der einzelnen Nationen Mittel- und Nordeuropas sollte allmählich Klarheit und gesunde Lebenslinien schaffen. Was aber auf lange Sicht die Rettung der nordischen Rasse und des Abendlandes bedeuten wird, mußte zunächst zu tragischen Konflikten führen. So kamen die Bruderkriege um Schleswig, die 1864 mit der schmerzlich-ehrenvollen Niederlage meines Vaterlandes endeten.

Die deutsch-dänische Staatsgrenze wurde bis zu der Königsau vorgeschoben und die Herzogtümer preußische Provinz.

Belanglos für diese tragische Auseinandersetzung zwischen den stammverwandten Brudervölkern der Deutschen und Dänen sind die von beiden Parteien benutzten Kunstgriffe für und wider die Erbansprüche einer kleinen Seitenlinie der Oldenburger, deren Manneslinie 1863 mit Frederik VII. ausgestorben ist.

Ein Volk im Werden

Die geschichtlichen Ereignisse, die Siege und Niederlagen nach innen und außen stellen unabläſſig jedes Volk vor die eiſern-ernſte Frage nach der völkiſchen Bewährung in allen Lebenslagen, und die charakterliche Grundhaltung eines Volkes kann letzten Endes ſtärker werden als Zufall und Verhängnis.

Blut und Boden bilden die Vorausſetzung eines lebenstüchtigen Staates, die Volkwerdung kann aber erſt durch Geſchichte und völkiſche Selbſtbeſinnung zuſtande kommen. Kennzeichnend für die nordiſche Raſſe iſt die ſtaatsbildende Kraft und der angeborene Drang nach Unabhängigkeit, zwei Weſenszüge, die bald eine fruchtbare Spannung, bald tragiſche Konflikte ausgelöſt haben.

Auch ohne Störungen von außen wäre die Geſchichte der nordiſch beſtimmten Nationen des Abendlandes voll Irrungen und Bruderkämpfe geweſen, denn das Leben ſelbſt fordert den Kampf und die heldiſche Bewährung, und das geſunde Gleichgewicht zwiſchen den Pflichten gegenüber der Gemeinſchaft und den unabweisbaren Rechten der freien Perſönlichkeit muß ſtets von neuem und durch Führerausleſe erkämpft werden.

Das Verhängnisvolle der letzten tauſend Jahre europäiſcher Geſchichte liegt ſomit nicht in den Kämpfen und Auseinanderſetzungen der werdenden Völker und Stände, ſondern in der ſeeliſchen Entgleiſung und der raſſiſchen Gefährdung durch die fremden Höchſtwerte und Einrichtungen des Chriſtentums und des ſpätrömiſchen Staates. Die orientaliſche Unduldſamkeit in Glaubensdingen, das unvölkiſche Königtum „von Gottes Gnaden" und die anderen „gottgefälligen" Geſellſchaftsformen haben Ereigniſſe und Zuſtände gezeitigt, die „den Untergang des Abendlandes" auf die Tagesordnung ſtellten.

In raſſiſcher Hinſicht ſind die letzten tauſend Jahre eine Zeit des Niederganges und der allmählichen Auflöſung, eine Zeit der geiſtigen und politiſchen Knechtung des nordiſchen Menſchen geweſen. Gleichzeitig aber ſteht dieſe Epoche im Zeichen der beginnenden Volkwerdung und des auf allen Lebensgebieten ſtattfindenden nordiſchen Freiheitskampfes.

Der Anfang der däniſchen Volkwerdung läßt ſich ebenſowenig datieren wie der anderer Völker. Als volksbewußten Dänen kann man den großen, frühmittelalterlichen Geſchichtsſchreiber Saxo bezeichnen, der nicht nur ſeinen Zeitgenoſſen, Waldemar den Großen, ſondern auch die heldiſche Vergangenheit der alten Dänen verherrlicht hat in ſeinem Werke mit dem kennzeichnenden Titel: „Von den Taten der Dänen."

Saxo iſt ein früher Vorbote der völkiſchen Selbſtbeſinnung der Dänen; aber erſt durch die ehrenvolle Aufklärungsarbeit des 17. und 18. Jahrhunderts wird der Urſprung des Dänenvolkes und die nationale Überlieferung einer breiteren geiſtigen und wiſſenſchaftlichen Behandlung unterzogen. Zu nennen ſind u. a. Th. Bartholin, deſſen bemerkenswerte Schrift: „Antiquitatum Danicarum de causis contemptæ a Danicis adhuc gentilibus mortis" (1689) Leſſings „Laokoon" beeinflußt hat, und Ludvig Holberg (1684—1754), der nicht nur als Luſtſpieldichter, ſondern auch als Denker und Geſchichtsſchreiber wertvolle Arbeiten hinterlaſſen hat, ſo z. B. die gedankentiefe Schrift „Niels Klim" und eine Geſchichte des jüdiſchen Volkes.

Das nordiſch-germaniſche Erwachen der däniſchen Nation bekommt aber durch die „Romantik" zu Beginn des 19. Jahrhunderts ſeinen eigentlichen geiſtigen Auftrieb. Männer wie Steffens, Oehlenſchläger und Grundtvig ſchauen ergriffen in die neuentdeckte Welt der hochgeſinnten

Altvordern, und die akademische Jugend sucht durch den „Nationalliberalismus“ und „Skandinavismus“ eine politische Zeitwende herbeizuführen. Der Nationalliberalismus sollte die altnordische Freiheit zurückführen, und durch den Skandinavismus würde nicht nur ein neues Großskandinavien entstehen, sondern Schleswig gegen die Ansprüche der Schleswig-Holsteiner verteidigt werden.

Zu unklar im Wollen und in den Zielsetzungen, konnte die Jugend aber nicht die große nordische Erneuerung durchführen. Die Verfälschung des Geisteslebens durch fremde und zum Teil geheime Einflüsse, die sittliche und wirtschaftliche Entgleisung des aufkommenden Industriezeitalters durch den Liberalismus und die beginnende Verstädterung der germanischen Völker machten auch in Dänemark und Skandinavien ihren verheerenden Einfluß geltend.

Nach der dänischen Niederlage von 1864 entwickelt sich aber aus bescheidenen Anfängen eine völkische Bewegung, die sowohl in Dänemark als auch — und namentlich — in dem an Preußen bis 1920 abgetretenen Nordschleswig ihre nordische Kraft und Richtung zeigt. Die Rede ist von Grundtvig und der von ihm gegründeten dänischen Volkshochschule.

Als Skalde und völkischer Reformator hat Grundtvig eine unübersehbare und unabgeschlossene Wirkung ausgeübt. Eine erstaunlich große Anzahl vaterländischer Lieder und poetische, lebensbejahende Psalmen sind lebendiges Eigentum der völkisch bewußten Dänen geworden; durch seine weltbekannte Volkshochschule mit ihrer Hervorhebung der Volksgeschichte und der nationalen Dichtung schuf Grundtvig eine Schulform von größter völkischer Tragfähigkeit. Wenn auch die dänische Volkshochschule allmählich verfälscht und verwässert worden ist im Sinne des unvölkischen Liberalismus und anderer neuzeitlichen „Modernitäten“, wenn auch der ursprüngliche, männlich kraftvolle Grundtvigianismus zum größten Teil in Redensarten und „lyrische Vermoderung“ (Pontoppidan) ausgeartet ist, wird doch die dänische Volkshochschule ihre herannahende Schicksalsstunde bestehen und dem nordisch-völkischen Gedanken mit erneuten Kräften dienen.

Vorausgesetzt ist allerdings eine klare und reinliche Scheidung in den Glaubensdingen. Nach einer heidnisch-religiösen Jugend hat Grundtvig sich als persönlicher Christ bekannt und nicht durch Überwindung, sondern durch „Vernordung“ des Christentums seine nordische Weltanschauung retten wollen. Durch diese äußere Zusammenfügung unvereinbarer Gegensätze ist aber eine künftige Spaltung des völkischen Grundtvigianismus unvermeidlich geworden.

Grundtvig haßte instinktiv das Fremde, vor allem „Rom“. Den Oberflächlichen gilt er auch als „Deutschenhasser“.

Die gegnerische Haltung der Dänen gegenüber den Deutschen liegt nicht nur in Grenzstreitigkeiten, sondern auch in der Tatsache begründet, daß wir immer über Deutschland fremde Ideen und Sitten empfangen haben. Grundtvig verstand aber sehr wohl zwischen dem deutschen Volk an sich und seiner Überfremdung zu unterscheiden und wollte ausdrücklich einen „gotisch-germanischen“ Zusammenschluß gegen die „Todesmächte“ und „die romanische Fremdherrschaft“. In der bemerkenswerten Schrift „Norden, Deutschland und Björnstjerne Björnson“ (1872) von Vilhelm Birkedal wird dieser Gedanke weiter verfolgt, das von Björnson vorgeschlagene skandinavische Freundschaftsbündnis aber mit der Begründung abgelehnt, daß Deutschland noch nicht erwacht sei und statt Leben und Freiheit zu verteidigen, die Rolle Roms spiele. — Von den besten Jüngern Grundtvigs ist die intuitive Ehrfurcht Grundtvigs für das deutsche Volk vertieft worden; so schildert Morten Pontoppidan in „Anno 13“ mit Wärme und Begeisterung die deutsche Volkserhebung von 1813 und warnt in seiner Vorrede vor einem „Nicht-Sehen-Wollen“ „der großen Taten Gottes“ bei den Deutschen. Die Vertiefung des völkischen Gedankens in Dänemark bedeutet aber nicht nur ein wachsendes Verstehen anderer Völker, sondern auch eine beginnende grundsätzliche Umstellung in der völkischen

Selbstbehauptung. Nicht Forderungen an den Gegner, sondern Forderungen an sich selbst, an die eigene völkische Kraft ist der Standpunkt, welchen ein Mann wie der große Grundtvig-Jünger Jakob Knudsen in „En Ungdom" (Eine Jugend) vertritt. Dasselbe sagt in hervorragender Weise Valdemar Rördam in „Flensborg Avis" vom 12. Juli 1936.

Grundtvigs Einfluß macht sich besonders nach 1864 und bei der bäuerlichen Bevölkerung geltend. Aufrechte dänische Männer und Frauen haben durch ihn eine nordisch-völkische Lebensrichtung bekommen, und noch heute spürt man das segensreiche Wirken der dänischen Volkshochschule. Aber teils durch die innere Unklarheit des Grundtvigianismus, teils durch den überhandnehmenden Einfluß der Verstädterung ist die völkische Bewegung in Dänemark in die Verteidigung gezwungen worden.

Nach der Jahrhundertwende ist doch in geistiger Hinsicht eine Gesundung im nordischen Sinne eingetreten, und hier ist an erster Stelle Johannes V. Jensen zu nennen. In einer mitunter unvergleichlich schönen und schlichten Sprache, um derentwillen der blutsverwandte Ausländer Dänisch lernen müßte, hat er in „Den lange Rejse" („Die lange Reise") das Entstehen und die weltgeschichtlichen Wanderungen und Taten der Nordrasse geschildert. Außerdem ist Johannes V. Jensen für eine Vereinigung des dänischen Geisteslebens eingetreten. So sagt er in der lesenswerten Einführung zu seiner Sagaübersetzung, daß Natur und Bildung auseinanderfallen, wenn die Bildung eine künstliche ist, und redet einer artgemäßen Weltanschauung das Wort.

Das alles sind aber nur Ansätze, und die jetzige dänische Entwicklung schreitet fort im Zeichen der Verstädterung und der unheimlich wachsenden Landflucht. Durch die Schule und die modernen „Kulturträger": Presse, Rundfunk, Kino, werden städtische Ideale und Lebensformen dem Volke eingepaukt, und das Wirtschaftsleben wirkt in der nämlichen Richtung. Zahlenmäßig bietet Dänemark in bezug auf die Verstädterung fast dasselbe Bild wie Deutschland bis heute:

	Landdistrikte	Stadtdistrikte	Die Verstädterung in %
1880	1 417 000	552 000	28
1890	1 450 000	722 000	33
1901	1 491 000	959 000	39
1911	1 647 000	1 110 000	40
1921	1 849 000	1 419 000	43
1934	1 457 000	2 102 000	59

Zwar sind diese Verschiebungen zum Teil durch die technischen Fortschritte zu erklären, aber die Arbeitslosigkeit in den Städten und der Arbeitermangel auf dem flachen Lande zeigen eine Wirtschaftsführung, welche die Verstädterung fördert auf Kosten von Blut und Boden.

Erst mit der beginnenden Verstädterung ist das dänische Volk ernstlich in rassischer Hinsicht gefährdet worden. War auch das Christentum von jeher ein entschiedener Feind der Aufartung, so wurde das religiös betonte Rassen- und Sippengefühl nie ganz im dänischen Volke ausgetilgt; die Änderungen der rassischen Belange Dänemarks durch das Christentum können in der Zeitspanne von dem 12. bis 19. Jahrhundert nicht besonders groß gewesen sein, und auch das Verhängnis des kleinen Raumes wie der mit der Adelsherrschaft und der mittelalterlichen Kriegstechnik einsetzende Ausschluß des Volkes von dem politischen und militärischen Betätigungsfeld der Nation kann keine Entnordung, sondern „nur" eine unnordische Gesellschaftsstufung herbeigeführt haben. Der Verfall und die zahlenmäßige Verminderung des dänischen Standesadels im 16. und 17. Jahr-

hundert beruht nicht auf einer allgemeinen Schwächung des dänischen Volkes, sondern liegt darin begründet, daß der Adel sich abgeschlossen hatte, und zwar in so engen Kreisen, daß minderwertige Erbträger und kriegsuntüchtige Familien ostischer Prägung letzten Endes überhand nahmen. Bei der damaligen sozialen Struktur war das Versagen des dänischen Standesadels allerdings von folgenschwerer Bedeutung, der Kern des Dänenvolkes aber wurde erst bedrohlich angegriffen, als im Laufe des 19. Jahrhunderts die Allvermischung und die unheimliche Rassenverschlechterung der Städte einsetzte, und als die gesellschaftliche Auslese des kleinen Raumes und das Dogma der nationalen Ohnmacht nicht nur höherwertige Erbstämme sozial bedrückte, sondern auch den Kindersegen nahm oder wenigstens stark verminderte.

Die dänische Geschichte ist durch die nordische Rasse und deren Höchstwerte bestimmt worden, und nur durch nordische Aufartung und Entstädterung kann die völkische Einheit und Einigkeit der Dänen ihre lebensvolle Verwirklichung erfahren und das Verhängnis des kleinen Raumes überwunden werden. Aber nicht nur nach innen, sondern auch nach außen wird der nordische Rassengedanke im Sinne des Völkerfriedens und der gegenseitigen Achtung eine neue Zeitwende herbeiführen. Weit entfernt von Pazifismus, Sentimentalität und anderen Schwächen werden Erkenntnis und kameradschaftliche Bande die nordischen Nationen vor gemeinsame Aufgaben stellen.

Die rassenbetonte Volkwerdung der skandinavischen Nationen läßt sich nicht aufhalten, und im Zeichen der nordischen Schicksalsgemeinschaft aller nordisch bestimmten Nationen wird das dänische Volk wieder die Ehre und die Freiheit der Väter erkämpfen.

„Erziehung der Jugend zum Nordischen Gedanken"

Auszug aus einem Vortrage bei der „Nordischen Tagung" in Berlin am 22. Juni 1930, gehalten von Universitätsprofessor Dr. Hans F. K. Günther

Zu Beginn seiner Ausführungen kennzeichnete Günther seine Absicht dahin, daß er nicht in Anspruch nehme, etwas Fertiges vor seine Zuhörer hinzustellen, sondern daß er mehr ein paar anregende Vorschläge zum Nachdenken machen wolle. Er urteile auch nicht aus einer langen erzieherischen Tätigkeit heraus, sondern wolle mehr einige allgemeine Einsichten in Erziehungsfragen geben, angewandt auf den Nordischen Gedanken.

Ins Auge fasse er nur die Jugend zwischen 12 und 25 Jahren. „Wie man den Nordischen Gedanken auch im Kindergarten pflegen kann, ist mir noch nicht ganz klar geworden. Wenn der jüdische Individualpsychologe Adler recht hat, daß bestimmend für die kindliche Entwicklung die Eindrücke der ersten drei Lebensjahre seien, so werden wir uns auch einmal mit diesem Gedanken näher befassen müssen."

Die Jugend von 12—17 Jahren. Für die gesamte Jugenderziehung gilt, daß man, ausgenommen wenn Jugendliche von selbst auf den Gedanken stoßen, den Nordischen Gedanken nicht wissenschaftlich an sie herantragen soll, auch nicht dem Kinde vorzeitig Rassenbezeichnungen einprägen möge. „Wenn der Jugendliche irgendwie empfindet, daß seine Eltern das Nordische als einen ihrer seelischen Werte pflegen, daß in dieser Richtung ein Ziel gesucht wird, so wird das mehr Eindruck auf ihn machende, als gelehrtes Gerede." Man kann gelegentlich Rassen erwähnen, aber ohne Werturteile über körperliche und seelische Rassenunterschiede als solche. Man kann aber der Jugend gegenüber, die noch als ein prägsamer Stoff erscheint, auch in unwissenschaftlicher Weise einen Sinn für

das Rassenseelische erwecken, indem man den Blick dafür erzieht, was sich im Leiblichen) in der Haltung, Gang. Bewegungen, an Andeutungen eines bestimmt gearteten seelischen Lebens ausdrückt. Die Beispiele sollen aber lieber von Erwachsenen oder aus der Geschichte oder von sonstigen bekannten Persönlichkeiten genommen werden als von Jugendlichen. Alle Besonderheiten der körperlichen Gestalt und Haltung und Bewegung geben uns einen Begriff von dem, was uns edel oder schön erscheint. Günther weist auf die Gefahr hin, die darin liegt, Jugendliche als Vergleichsobjekte heranzuziehen; indem nämlich alsdann diese sich gegenseitig nach solchen leiblichen Merkmalen abzuschätzen suchen — in einer rein einzelmenschlichen Betrachtungsweise, da die Jugend noch nicht Gruppen betrachte.

Sobald das Kind in ein reiferes Alter getreten ist, läßt man es fühlen, was den Erziehern als Wert und Vorbild gilt. Es kann das Wort „Nordisch" sehr wohl fallen, so daß das Kind merkt: nach dieser Richtung sehen die Eltern. Der Blick soll dafür erzogen werden, was ein leiblich und seelisch edler Mensch bedeutet, alles möglichst ohne irgendwelchen lehrhaften Beigeschmack, sondern nur bei Gelegenheit angeführt. Es ist immer daran zu denken, daß jeder einigermaßen Begabte in ein Alter des Widerspruchs gerät, wo er die Werte, die ihm angetragen werden, verneinen zu müssen glaubt. Dabei wird dasjenige am leichtesten abgestreift, was am gewaltsamsten aufgeprägt worden ist. Dieses Alter, das zum Heranwachsen eines jeden Menschen gehört, müssen wir unbedingt berechnen, wenn wir an die Erziehung des Nordischen Menschen denken. Dieses Alter kann bei dem einen früh, bei dem andern spät, selbst noch nach Beginn des zweiten Jahrzehnts hereinbrechen.

Nach dem 15. Lebensjahr sollte man den Blick mehr noch als bisher auf die Gestalt des Menschen hinlenken, auch beim andern Geschlecht. Gerade heute läßt sich die Jugend dahin leichter erziehen, daß sie in Tanzen, Springen, Laufen usw. das Rassenseelische erkennen kann, wo wir ein gemeinsames Turnen und Baden der beiden Geschlechter haben. Man darf nicht vergessen, daß es ja vor allem gilt, die Gattenwahl vorzubereiten. In diesem Alter kann auch schon eine Hochschätzung dessen, was zum Schönheitsbild des Deutschen gehört: helle Haut, helle Haare und Augen, erweckt werden. Wenn das Kind merkt, daß die Eltern auf diese Dinge einen gewissen Wert legen, wird es von selbst sich auf dies besinnen, um so mehr, je weniger man es ihm lehrhaft anträgt. Der Blick sollte in dieser Zeit vor allem auf die Germanische Welt (Helden- und Ritterzeitalter, vor allem aber die Welt vor Einführung des Christentums) gelenkt werden. Man kann auch schon in diesem Alter die Kinder auf die Besonderheiten der Kopfform und Gesichtsform der Bildwerke hinweisen, und welche rassenseelischen Eigenschaften der Künstler mit ihnen habe ausdrücken wollen. Man kann in diesem Alter weiter gehen bis auf Nasen- und Lippenformen, um den leiblichen Ausdruck dessen, was die Griechen mit Kalok'agathia bezeichnen, mit schöner Tüchtigkeit oder tüchtiger Schönheit, immer deutlicher werden zu lassen. In diesem Alter kann man den Blick mehr auf das Schöne lenken, während er bis dahin mehr dem Tüchtigen, Kämpferischen, Ritterlichen galt. Wer weniger von der künstlerischen Seite zu fassen ist, dem bringt man durch geschichtliche und zeitgenössische Beispiele mehr die seelischen Unterschiede nahe.

Mit dem 17. Jahre wird man lehrhafter werden dürfen, vor allem, wenn man merkt, daß die Jahre des Widerspruchs vorüberzugehen im Begriffe sind, oder schon ein freierer Überblick über die Dinge des Lebens sich eingestellt hat; jetzt kann man, anknüpfend an das, was die Schule bringt, in vorsichtiger Fassung über Vererbung und Rasse reden. Man sollte es aber auch jetzt vermeiden, nicht-nordische Züge des Leibes und der Seele in irgendwie herabsetzendem Lichte erscheinen zu lassen. Den Blick weiten

kann man, indem man in den Bezirk des Indogermanischen vordringt. Man lasse das Aufblühen und Zerfallen der Völker indogermanischer Sprache anschauen, möglichst wenig lehrhaft und möglichst so, daß der Zuhörer die letzten Schlüsse auf sein und seines Volkes eigenes Verhalten selbst zieht. Denn solche Schlüsse werden — als eine Lebenserfahrung — am besten bewahrt. Gerade die Freude am Ziehen der letzten Striche muß dauernd in der Erziehung ausgenützt werden, wenn man den Zögling zu einer Betätigung in Nordischer Weise führen will.

Es kann in diesem Alter gelegentlich auch schon ein Hinweis darauf erfolgen, was es für ein Geschlecht bedeutet, wie einer seiner Söhne oder eine seiner Töchter heiratet. Oft wird erwidert, daß alle diese Vorsätze doch wieder vergessen würden. Dieser Einwand ist durchaus nicht stichhaltig. Es kommt außerordentlich darauf an, was in der Umgebung eines Menschen in dessen Jugend als Wert gegolten hat. Es ist durchaus nicht so, daß der Deutsche sich nicht vorschreiben lasse, wen er lieben solle. Günther führte hier verschiedene täglich zu beobachtende Gegenbeispiele an. In diesem Alter nun können wir den Blick erweitern auf die ganze Welt der Indogermanen und was ihren Zerfall und ihr Aufblühen bewirkt hat. Besonders ist da bei den Persern, Hellenen und Römern zu verweilen; zu der germanischen Welt wird jetzt vor allem die hellenische hinzutreten müssen; denn da hat sich einmal ein Volksschlag, Nordisch geführt, durchaus in eigener Weise entfalten können.

In den Jahren nach 18 bis 23 hin ist durch Betonung der hellenischen Welt neben der germanischen der Blick für die freie Entfaltung Nordischen Volkstums zu wecken, der Blick für das, was Nietzsche pflegen wollte, der Blick für Vornehmheit, für das Kühne und Tüchtige in der lässigen Beherrschung der Nordischen Zurückhaltung, wie wir dies innerhalb des frühen Griechentums sehen. Da haben wir das Vorbild des Nordischen Menschen. Viel zu wenig ist bisher innerhalb des Deutschtums zum Beispiel eine solch vorbildliche Gestalt wie Moltke in dieser Richtung ausgewertet. Dieser Nordischen Lebensführung kann man gegenüberstellen die breite Behaglichkeit unseres Bürgertums, von der warmen Gemütlichkeit bis zum allabendlichen Stammtischschoppen, ohne die Ostische Rasse zu verunglimpfen. Man wird seelische Züge, wie lautes unbeherrschtes Auftreten, sich vordrängende Gesprächigkeit, uferlose Schwärmerei, einseitige Beschränkung, wie sie als besonders „deutsch" oft empfohlen werden, als eine Grenze ansehen müssen, dir wir nicht überschritten wissen wollen. Man kann diese Werte als nichtnordisch hinstellen, ohne dabei Ausdrücke zu gebrauchen, die ungerecht erscheinen.

Vor dem 17. Jahre erscheine das Nordische mehr in romantischer Gewandung, auf dem Hintergrunde der Siegfriedsage und der ritterlichen Welt. Nach dem 23. Jahre oder noch später, wird man das Nordische mehr in seiner klassischen Ausgestaltung erblicken lassen. Da fängt der Mensch an, mehr die klassischen Formen zu suchen. Jetzt rückt die hellenische Welt in den Mittelpunkt der Betrachtung. Die Erziehung der Nordischen Seele soll eine Erziehung zur Verleiblichung des Edlen in unserm Volke sein. Dazu brauchen wir vor allem eine Erziehung zur Sichtbarkeit und Sichtbarmachung der seelischen Werte, die in gewissem Sinne mehr in die Richtung der englischen Erziehung geht, wie man sie sich unter dem Einfluß der Normannen entstanden wird denken müssen. Die Nordischen Werte drücken sich ja im Vorbilde des Gentleman viel mehr in sichtbaren und darum um so mehr züchtend wirkenden Dingen aus.

Dieser Unterschied wird besonders deutlich in dem verschiedenen Verhältnis zum Christentum. Abgesehen von gewissen Kreisen, die allerdings es mit dem Christentum sehr ernst nahmen, war das Christentum ein politisches Mittel für den Engländer, und sie nahmen es nicht in dem

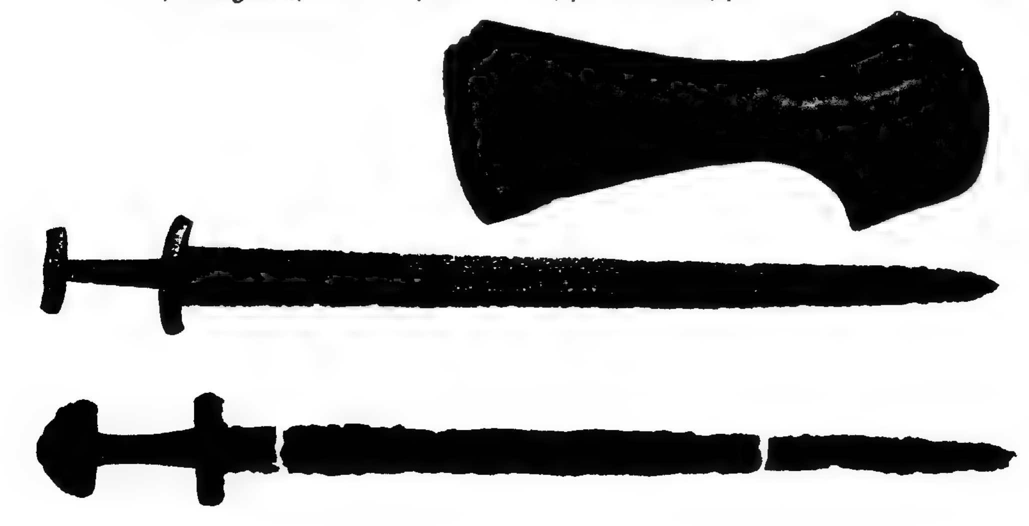
tiefen Sinne ernst, wie es in der deutschen Volksseele geschah. Wir Deutsche lernten unter dem Einfluß des Christentums nur noch die Seele sehen; so führte es zu einer Flucht von der Erde und Entwertung des Leiblichen. Während so die morgenländischen Werte im deutschen Volke eine viel nachhaltigere Wirkung hinterließen, schützte den Engländer davor die unzerstörbare Freude an dem sichtbaren Ausdruck rassischer Werte. Dazu kommt, daß in dem, was wir als Deutschtum hochhalten, sich eine gefährliche Überwertung des Geistes wahrnehmbar gemacht hat. War das Christentum nur auf die Seele gerichtet, so betonte das „Deutschtum" den Geist bis zur Ausschließlichkeit, beide unter Vernachlässigung des Leibes. Demgegenüber muß gepflegt werden, was den Menschen zum anschaulichen Ergreifen der Gestalt hinführt. Ein Buch, das diesen Blick in fruchtbarer Weise zu wecken versteht, ist das Goethewerk H. St. Chamberlains, besonders in den Abschnitten, in denen er über Goethe als Naturforscher spricht und darüber, was das Gestalthafte für Goethe bedeutete und für eine Nordisch-germanische Kultur bedeuten könnte.

Für die Schulung der gestalthaften Anschauung ist vorbildlich das Hellenentum. Es ist in seinen frühen Zügen durchaus eine Gesittung des Gestaltens durch den Menschen am Menschen und an den Dingen. Gerade die Mängel des hellenischen Geistes liegen darin, daß der Hellene vielleicht zu viel sehen und greifbar in sich aufnehmen wollte, wo schließlich gar nichts mehr zu sehen war. Für ihn hätte die uns maßgebliche germanische Form einer Gesittung nordischer Art zu viel strebende Unruhe bedeutet, die nicht zu einer Gestaltung zu kommen vermochte (wie weit das Germanentum zu einer geschlossenen Form gekommen wäre, können wir nicht ausmachen, da das Christentum diese Entwicklung plötzlich abschnitt). Wir müssen daher eine Reihe von Werten des Hellenischen ergreifen, vor allem solche, die sich auf die Sichtbarmachung der Seele in leiblichen Zügen, auf eine Gestaltung zu zeitloser Dauer beziehen.

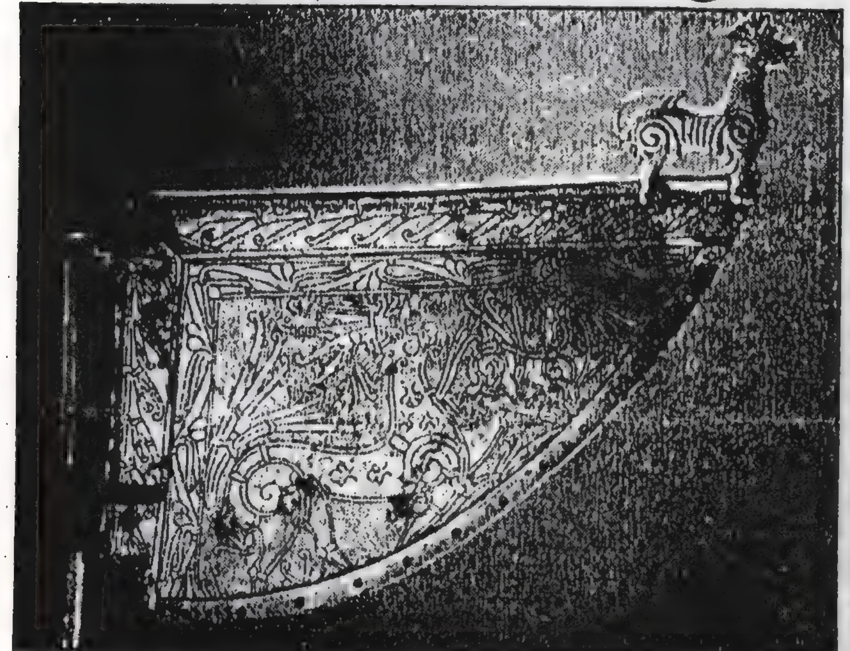
Eine Art germanisch-hellenischer Einigung ist immer wieder angestrebt worden. Es ist kein Zufall, daß Männer wie Schiller, Goethe, Wieland, Schinkel, Humboldt, Hölderlin und Nietzsche betont haben, welche erzieherischen Werte für uns das Griechentum habe. Aus diesen Anschauungen ist das herausgewachsen, was man Pflege der edlen Menschlichkeit, wie sie die Griechen gesehen haben, nennt. Nichts anderes bedeutet ursprünglich das Wort „Humanismus". Es wäre wichtig, zu erforschen, durch welche Menschen dieser Begriff, der etwas Rassenseelisches bedeutet hatte und in Richtung auf das Nordische geprägt worden war, hat entstaltet werden können zu einer lendenlahmen Gesinnungslosigkeit ohne Fleisch und Blut; denn so tritt uns der Begriff der „humanitas" ja heute entgegen! Wir dürfen uns aber durch diesen ihren üblen Ruf nicht abhalten lassen, die eigentlich Nordischen Triebkräfte zu suchen, die im Hellenentum vorhanden waren. Eine Verbindung germanisch-hellenischen Wesens bedeutet eine Fruchtbarmachung des Nordischen für die Zukunft des deutschen Volkes. Gerade im Germanentum und Hellenentum läßt sich ein Blick für das Angeborene im Gegensatz zum Erworbenen aufzeigen. Gerade in der griechischen Geschichte sehen wir ein fruchtbares Blühen, solange das Angeborene gepflegt wurde, das dem Verfall Platz macht in dem Augenblick, wo man sich mehr dem erworbenen Wissen zuwandte. Aus Germanentum und Hellenentum läßt sich eine lebensgesetzliche Einschätzung des Wissens gewinnen. Wenn wir die Köpfe der großen Griechen ansehen, so sehen wir erreicht den Wert der — Vornehmheit. Sie zeigen ein Gleichgewicht zwischen Leib und Seele, wie es später nie mehr von einem Volke erreicht worden ist. Nur gelegentlich auf englischen Gesichtern früherer Zeit trifft man eine gleiche Nordisch erfaßte Vornehmheit, die Gleichgewicht zwischen Leib und Seele bedeutet, Gesichter, die zu vornehm dazu sind, nur noch ein großes Gehirn mit zwei

Beinchen zu sein, wie man sie in Deutschland des öfteren findet. Auch hier wieder könnte eine Gestalt wie Moltke ausgewertet werden. Diese Gesittung der Hellenen kann den Blick schärfen für die Unvornehmheit, die in dem bloßen Ansammeln von Wissen liegt. Der Nordische Mensch schreitet über die bloße Wissensentgegennahme fort zu einer Gestaltung des Gewußten; er läßt sich nicht zum bloßen Denken und Wissensanhäufen erdrücken. Durch die Blickrichtung auf diese Nordische Wissenschaftspflege hin erreichen wir, daß die Überwertung des Wissens und der sogenannten Bildung, die wie eine Seuche durch das ganze Abendland geht, auf ihr richtiges Maß zurückgeht.

Wir wollen zum Gleichgewicht zwischen Seele und Leib erziehen. Dadurch wird auch das Verständnis für die Neubegründung ländlichen Lebens zur Erhaltung Nordischer Geschlechter wieder erweckt. Die Städte ziehen die an, die ein überdurchschnittlich reges geistiges Leben zeigen. Wenn bewiesen wird, daß es nicht nur auf Wissen ankommt, dann wird auch der Jugendliche überzeugt sein, nicht allzuviel zu vermissen, wenn er sich einem Berufe zuwendet, mit dem er später auf dem Lande tätig sein kann. Wir müssen in möglichst vielen erblich-wertvollen Menschen wieder den Blick wecken für das Land; aber wir brauchen neben den biologischen Fächern eine sprachlich-geschichtliche Schulung, um zu den historischen Werten des Indogermanentums zu kommen. Dabei sollte man mehr als bisher der Geschichte der Perser sein Augenmerk zuwenden. Wir dürfen nicht den Wert der sprachlich-geschichtlichen Bildung aufgeben, sondern einführen in das unmittelbare Leben der Völker indogermanischer Sprache, besonders ihrer Heldenzeit. Wir erkennen, daß frühes Hellenentum und Persertum nur Brechungen nordischen Geistes in der Landschaft anderer als abendländischer Gebiete sind. Gerade heute, wo wir die Nordische Grundlage der Kulturen des Altertums, Mittelalters und der Neuzeit erkannt haben, können wir die Erziehungsmächte, die in ihrer Betrachtung stecken, verbinden zur Gestaltung des Vorbildlich-Eigenen, während sie früher allerdings weggeführt haben durch Mißverstehen der Lehrenden. Die Nordische Seele ist wie Sonnenlicht, das durch ein Prisma geht: durch das Prisma des Indogermanentums. Und wir leiten die Werte der Nordischen Seele aus den Farben dieses Spektrums ab. Es kommt uns immer wieder darauf an, die Nordische Seele zu retten. Wir brauchen biologische Grundbeispiele in der Geschichte der indogermanischen Völker, solange sie als Nordisch geführt angesehen werden können. Durch Erzeugung und Erziehung von Menschen aus Nordischem Blute wollen wir bewußt die Werte gewinnen, die es früher unbewußt umfaßt hat. Wir brauchen eine jedem Alter angemessene Erziehung hierzu, die dahin wirkt, daß die rassenseelischen Werte des Nordischen verleiblicht werden. Die Nordische Bewegung fühlt sich als Geist, der den ihm angemessenen Leib für das deutsche Volk wünscht.



„Hägar, der Schreckliche" hat mit dieser Schau endgültig ausgedient





Schmuck eines Wikingerschiffes: Der Wimpel wurde in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts im norwegischen Heggen gefertigt. Das Stabkirchenportal auf dem rechten Foto, ebenfalls aus Norwegen, zeigt Szenen der Sigurd-Legende. Fotos: Universität Oslo

Ihr Image ist eher mies. Denkt man an die Wikinger, beschleichen einen Bilder von kriegslüsternen und plündernden kleinen Monstern mit merkwürdigen Helmen. Vielleicht fällt einem auch „Hägar, der Schreckliche" ein. Selbst Wilfried Menghin vom Berliner Museum für Vor- und Frühgeschichte räumt ein: „Der Einfluß der Wikinger auf Deutschland war eher gering – wenn man mal davon absieht, daß im 9. Jahrhundert eine ganze Menge Städte im Rheinland geplündert wurden."

Da liegt der Hase im Pfeffer. Bislang. Mit der Ausstellung „Wikinger, Waräger, Normannen – Die Skandinavier und Europa 800-1200" soll dem gängigen Wikinger-Klischee der Garaus gemacht werden. Mehr als 2700 Exponate, die aus 85 Museen in aller Welt zusammengetragen wurden, zeichnen auf 1400 Quadratmetern Ausstellungsfläche ein Bild von Kunst und Kultur, Handwerk und Handel, vom Alltag und vom Glauben dieser Ahnen der Skandinavier. Natürlich zeichnet die Schau auch ein Bild von der Reiselust der nordeuropäischen Völker und ihren Verbindungen zum großen Rest Europas.

Die postume Image-Pflege hat man sich was kosten lassen. Organisiert und finanziert wurde das Unternehmen „Wikinger" vom Nordischen Ministerrat. Wie dessen Generalsekretär, Pär Stenbäck, sagt, hätte der Ministerrat dafür zehn Millionen Mark aufgebracht. Die Präsentation in Berlin kostet drei Millionen Mark, und die fließen wieder einmal aus dem segensreichen Topf der Deutschen Klassenlotterie.

Die Ausstellung gilt als die größte, umfassendste und bedeutendste, die es je zu diesem Themenkreis gab. Bevor die „Wikinger" nach Berlin kamen, wurden sie im Grand Palais von Paris gezeigt – und mit 325 000 Besuchern zu einer der erfolgreichsten Ausstellungen in der Seine-Metropole. Nach ihrem Aufenthalt in der deutschen Hauptstadt wird die Schau weiterziehen nach Kopenhagen, wo sie im Nationalmuseum präsentiert wird. Gestern aber wurden die „Wikinger, Waräger, Normannen" erst einmal im Alten Museum am Lustgarten eröffnet, wo sie bis zum 15. November zu sehen sein werden.

Die Ausstellung umfaßt die Zeit von Karl dem Großen bis zu Barbarossa. Sie beginnt mit den ersten Wikinger-Einfällen um 800 und spannt sich bis zur Christianisierung beziehungsweise bis zur Eingliederung ins christliche Abendland. Die Exponate, die gezeigt werden, sind unterschiedlichster Art. Die Orte, an denen sie gefunden wurden, reichen von Neufundland bis zum Schwarzen Meer. Archäologie, Kunstgeschichte und Literatur geben sich bei dieser Schau, übrigens der 22. Kunstausstellung des Europarates, ein Stelldichein.

Zu den Ausstellungsstücken gehören Holzportale norwegischer Stabkirchen genauso wie der Schatzfund von Hiddensee im Kreis Rügen, isländische Saga-Bücher, Runen beziehungsweise Bildsteine, Teile von Wikinger-Schiffen, Münzen, Schmuck, Handwerkszeug, Waffen und Modelle skandinavischer Gehöfte. Die thematische Ordnung, die in Bereiche wie Transport und Verkehr, Handwerk und Handel, Haus und Hof, Kleidung und Schmuck einteilt, erweist sich als sinnvoll für die Orientierung.

Im Grunde ist es ein „skandinavisches Nationalmuseum in Berlin", wie Dr. Else Roesdahl, Professorin an der Universität Aarhus und mitverantwortlich für die Konzeption der Ausstellung, sagt. Das Wikingermuseum in Oslo jedenfalls, das im Prinzip nur einige Schiffe präsentiert, kann dieser Ausstellung sicher nicht das Wasser reichen.

Präsentiert werden die Exponate in Vitrinen, die von schwergewichtigem Holz umgeben sind. Eine Idee der Berliner Ausstellungsmacher war das nicht. Wie Wilfried Menghin ausführte, wurden diese Vitrinen in Frankreich für die Pariser Präsentation entworfen und von Berlin übernommen. Das spart Geld. Die Franzosen, so Menghin, wollten damit das Rauhe und Schwere der Wikinger betonen. Eine Rechnung, die aufgeht. Wenn teilweise auch etwas klotzig, so fügen sich die holzgewaltigen Teile gut in den Gesamtzusammenhang.

Es geht auch um die rege Reiselust der Wikinger. Die Ausstellung begibt sich selber auf ihre Spuren nach Frankreich, nach Kiew und Konstantinopel und natürlich nach Amerika. Am 19. September wird in die Berlin die Kolumbus-Ausstellung eröffnet. Die Wikinger sind jetzt schon da, wie in Amerika, wo die Mannen aus dem Norden bereits 500 Jahre vor dem Genueser an Land gingen. *Birgit Wornhold*

Altes Museum, Am Lustgarten, Berlin-Mitte. Dienstags bis sonntags von 10 bis 20 Uhr. Führungen sonnabends und sonntags um 11 und 15 Uhr. Bis zum 15. November.



Silberner Thorshammer aus Schonen, Schweden. Um 1000.



Pieter Brueghel: Landschaft

Hans Wühr:

Die niederländische Malerei

Nicht nur dieselbe Weltanschauung sondern auch deren Voraussetzungen völkischer und heimatlicher Art verbinden die altdeutsche Malerei mit der altniederländischen als einer Kunst des Nordens, die sich von der des Südens in mannigfacher und kennzeichnender Weise unterscheidet. In dem klaren Licht des Südens ist die Welt und sind die Dinge fester umgrenzt als im Norden, tastbarer, greifbarer und auch begreifbarer, und bieten sich den genussfrohen, auf das Aussen gerichteten Blicken und Händen wohlig dar. Alles wird dort mit allen Sinnen vornehmlich als Körper erlebt und als dessen sinnvolle Verrichtung begriffen. Selbst der Raum wird, insichruhend und ebenmässig, zum Raumkörper und mit seinen Raumgliedern der rationalen Ordnung und dem sinnvollen Begreifen unterstellt. Die Absichten des Südens, sei es die Antike, sei es die italienische Renaissance oder die Art und Weise der französischen Kunst, sind darauf gerichtet, die vielfältige unübersehbare Welt der Körper durch die Komposition ihrer Formen und Maße zu entwirren, sie ebenmässig zu verteilen und durch eine klare Ordnung schaubarer zu machen und solcherart, in ihrer höheren Schaubarkeit, den Genuss auch des höheren Begreifens zu fühlen. Der Ursprung solchen südlichen Schauens und Begreifens von dem Greifen der Hände nach den Dingen ist nie ganz verlorengegangen. So gipfelt die Kunst des Südens in der Darstellung des nackten Leibes als dem sinnvollsten Repräsentanten der begreifbaren Welt.

Von einem anderen, entgegengesetzten Ursprung kommt die Kunst des Nordens her, wenngleich ihr Schicksal sich am reichsten an jener Grenze und Wende erfüllt, an der sie dem Süden innerlichst begegnet. Anders sind im Norden die Dinge vom Licht erregt, anders spiegelt sich der Himmel in ihnen, voll Wolken und Träumen, und wie ein Schwamm sind sie vollgesogen von der Grenzenlosigkeit und Unbegreiflichkeit des Wolkenhimmels. Die Augen, die allzuoft nach innen gewandt und von dem Weitblick solcher inneren Wendung verwöhnt sind, ermessen vergeblich den Himmel und die landschaftliche Erde, denn überall ist der Raum erfüllt von Himmel und grenzenloser Weite und von einer Bewegtheit wie von wehenden Wolken, überall fliessen die Grenzen der Dinge und der Erde gleich den Wogen des Meeres mit dem Himmel

zusammen. Alles wird hier vor allem als Raum erlebt, nicht als gegliederter körperlicher Raum und Raumglied, insichruhend und beharrend sondern als bewegter wogender Raum, der fliehkräftig alles durchdringt und in seine Bewegtheit und Masslosigkeit mit sich fortreisst. In diesem unbegreiflichen Raum, der sich abwechselnd gleichsetzt mit dem All, der Natur, dem Licht, dem Himmel, der Landschaft, der seelischen Erregtheit, dem Jubel der alliebenden Schöpfung und den Seufzern der Entsagung, in diesem Raum hat die Phantasie mehr Rechte als die Hand und mehr Gelegenheit, sich mit den Dingen abzugeben und den Wolken nachzufliegen. Nicht begreifend und besitzergreifend richtet sich der Geist auf die körperliche Welt sondern selbst ergriffen von der Fliehkraft des Raums malt er seine Gesichte und Ornamente in die Weite gleich einem Kinde, das Fabeltiere und Märchenlandschaften in das Spiel der Abendwolken hineinsieht. So sind die Dinge und Menschen nicht einfach und insichruhend und gesättigt in ihren Formen und Grenzen sondern voll Ergriffenheit, voll Bedeutsamkeit und Bezogenheit auf ein Grenzenloses, Unsagbares, voll Geheimnissen der Ferne, voll abenteuerlichem Abschweifen und verspielten Schnörkeln, voll Fabulierlust der Augen und des Herzens. Die Dinge sind, wie man wohl zu sagen pflegt, seelisch belastet und reflektiert und daher immer in Gefahr, durch ein Zuviel ihrer Unschuld verlustig zu werden wie jener badende Jüngling als Dornauszieher, von dem Kleist in seinem Aufsatz über das Marionettentheater erzählt. Der Ausspruch Michelangelos, dass die Natur von der Kunst besiegt wird, spiegelt den Willen des Südens, selbstherrlich von der Natur Besitz zu ergreifen. Der Ausspruch Jan van Eycks aber: So gut ich kann! offenbart die Ergriffenheit des nordischen Künstlers angesichts der Natur und ihrer geheimnisvollen Bedeutsamkeit.

Als die altniederländische und altdeutsche Kunst sich der Darstellung des nackten Leibes zuwandte und sich in Bezirken zu bewähren suchte, in denen sie notwendig mit dem Süden zusammentreffen musste, geschah dies nicht wie dort aus einer langen Erprobung und Überlieferung seit der Antike und nicht aus dem eigenen natürlichen Körpergefühl heraus sondern aus metaphysischer Ergriffenheit, erschüttert von dem neuen unerprobten Traumgesicht. Für sie ist der nackte Leib nicht einfach ein Problem der Form sondern eine unerhörte Tragödie, die Rätsel um Rätsel, Geheimnis um Geheimnis birgt. Im Genter Altar sind zum erstenmal in der nordischen Malerei zwei nackte Menschen dargestellt, Adam und Eva. Schon allein die Rangstellung dieser beiden Menschen in der Ordnung des Altars und im unendlichen Raum des Alls verbietet es, sie abgesondert und beziehungslos zu betrachten etwa wie in der Art, in welcher man in Italien eine Aktfigur betrachtet und sich ihrer einfach freut, denn erst in ihrer vielfältigen Bezogenheit liegt ihre Bedeutsamkeit. Etwa sechzig Jahre später hat Dürer sich heiss bemüht, das Geheimnis des Menschenleibes, das Gesetz seiner Schönheit und Ebenmaße zu ergründen, ohne zu merken, dass es sich hier um ein Geheimnis handelte, dessen Lösung gewißermaßen mit den Händen greifbar war.

Das Werk, das in der Geschichte der Malerei so rätselhaft dasteht und als eine der bedeutendsten Schöpfungen von Menschenhand von uns erkannt wird, ist der Genter Altar von Hubert und Jan van Eyck. Seine Teile geben in ihrem Zusammensein ein Abbild der christlichen Weltordnung im ausgehenden Mittelalter, freilich in einer Art, die für den nordischen Menschen kennzeichnender ist als für die Heilslehre des Christentums. Die Überfülle an Bedeutsamkeit, die seelische Belastung ist so gross, dass die Realität der Dinge sich ungeheuer vervielfältigen muss, um noch als Gefäss und Form für jene Bedeutsamkeit zu bestehen. Gleich Runen und Zeichen ist diese Wirklichkeit von geheimnisvollen Inhalten erfüllt und nur dem Eingeweihten lesbar. Es ist der unendliche Raum in seiner wogenden Bewegtheit, der sich hier zum erstenmal in der Wirklichkeit eines Körpers und im organischen Leib verfestigt und diesem seine Unendlichkeit und Bewegtheit mitteilt.

Der Altar stellt das zentralistische Gottessystem des Mittelalters dar. Von der Gottmitte führt eine shpärische Rangordnung bis zur irdischen Peripherie. Bei geschlossenem Altar präludieren die Aussenflügel das Thema der Verkündung: Propheten und Sibyllen, Engel der Verkündigung, Johannes der Täufer und der Evangelist und die beiden Stifter, die demüttig die Verkündigungen vernehmen. Nun öffnet der Altar seine Flügel und nimmt die vorbereitete Andacht des Beschauers in seine Pracht und Gloriole auf. In der Mitte thront Gottvater, strahlend und gross, es folgen zu beiden Seiten, eine Rangstufe tiefer, Maria und der Täufer, dann die musizierenden und singenden Engel und schliesslich am Rande des Altars, an seinen äussersten Flügeln, an der Peripherie dieses Systems, Adam und Eva. In der unteren Reihe ist die Welt dargestellt, in ihrer Mitte das Lamm, und von allen Seiten nahen die Züge der Heiligen, Ritter, Streiter, Pilger, Eremiten. Die Spanne zwischen der vollendeten idealistischen Darstellung Gottvaters und der vollendeten realistischen des Menschen bedeutet zugleich den Abstand zweier Pole, deren Bezogenheit und Spannung unerhört, beinahe unerträglich ist. Das Mittelalter hatte den einen Pol, Mensch und Wirklichkeit, verleugnet und alle Spannungen in den anderen Pol, Gott, verlegt. In der Kunst des Jan van Eyck wird zum erstenmal diese Verleugnung zurückgezogen und der Mensch als brutale Wirklichkeit Gott gegenübergestellt.

Nackt, mit hilfloser Gebärde, voll Scham über ihre unerprobte hässliche Nacktheit stehen diese Menschen da. Dennoch, sie sind! Es ist ein neues Sein, grossartig, furchtbar und unerhört. Es gehört der Mut eines Prometheus dazu, mit solchen Leibern angesichts einer solchen hohen Majestät Gottes dennoch zu bestehen und sich nicht zu verleugnen.

Alle Werke Eycks sind erfüllt von dieser Anschauungsweise. Ein Bildnis von seiner Hand wirkt immer erschütternd, weil die realistische Darstellungsweise von Geheimnissen erfüllt scheint und die unendliche Weite eines Weltgefühls mitschwingt. Man fühlt, wie diese Darstellungsweise sich nicht einfach in sich selbst erschöpft sondern nur Mittel ist für das weitausgreifende Träumen und Wollen der nordischen Kunst. Der Beschauer eines Bildnisses von der Hand Eycks ist bestürzt von der unheimlichen Realistik. Da ist jede Hautfalte, jedes Härchen zu sehen, der Flaum des Pelskragens, das Glanzlicht des Fingerrings, und doch hat diese Realistik eine ganz andere Bedeutung und Bedeutsamkeit als wir diesem Wort unterzulegen gewöhnt sind. Die Realistik Eycks ist der irdische Pol, der seine Spannung, seine Eindringlichkeit durch seine Stellung zu seinem Gegenpol empfängt. Die Art, wie in einem Bildnis der Kopf von der Umrahmung eingeengt, vom Bild umspannt wird, lässt die innere Spannung auch als Komposition wirksam werden. Da ist kein Luftraum um den Kopf herum, kein Spielraum für überflüssige Worte, kein Verhältnis zu dem Vielerlei zufälliger Dinge, kein Kompromiss mit einer gefälligeren und bequemeren Umwelt. Herb und streng spricht der Mensch für sich, klar und durchsichtig ist seine Sprache. In einen lapidaren schlichten Satz ist die Grösse und Armut alles Menschentums gefasst.

So ist auch die Landschaft des Genter Altars, so voll ungeheurer Daseinswucht und zugleich voll Bezogenheit auf ein unendlich Fernes und Geheimnisvolles.

Die hohe Blüte der niederländischen Malerei und der deutschen im 15. Jahrhundert offenbart eindringlich den gemeinsamen völkischen Boden, dem sie entspross. Die flämischen und holländischen Teile des niederdeutschen Bodens übernehmen zeitweilig die Führung, um sie in anderen Jahrzehnten mit anderen Teilen des grossen gemeinsamen deutschen Raums zu teilen oder sie an jene abzugeben, zum Beispiel an Köln und den Niederrhein, an Westfalen, später an oberdeutsche Gebiete, an Nürnberg und Franken, an Augsburg und Schwaben. *Besonders aber im niederdeutschen Raum sind die Werke der Kunst Zeugen einer Gemeinsamkeit, die selbst später durch den Zerfall der Reichseinheit und den Abfall der flämischen und holländischen Gebiete nicht verlorenging.* Die niederländische und die niederrheinisch-westfälische Malerei sind im 15. und 16. Jahrhundert so gemeinsam, dass es unmöglich ist, durch sie hindurch die späteren politischen Grenzen zu sehen.

Eine neue Zeit ist hereingebrochen. Die landschaftliche Natur rückt in den Erlebnisbezirk der Kunst und mit ihr der starke Ausdruck stammesmässiger Physiognomie. Die landschaftliche Natur verdrängt im Laufe der folgenden zwei Jahrhunderte das ganze Ensemble mittelalterlicher Gesichte. Und seltsam: in dem gleichen Maße, in dem der Mensch mit hiesigen Augen die Landschaft zu sehen beginnt, fängt er auch an, sein eigenes Antlitz zu sehen. Eyck, der erste grosse Landschaftsmaler, ist auch der erste grosse Bildnismaler. Aus dem anonymen Goldgrund der mittelalterlichen Kunst tauchen die ersten Landschaften zugleich mit den ersten Bildnissen auf, noch ganz gesättigt von dem tiefen hintergründigen Gold des jenseitigen Weltgefühls. Die irdischen Merkmale der Landschaft vermischen sich noch wunderbar mit paradiesischen Erinnerungen, und aus den irdischen Fragmenten des Gesichts leuchten noch bedeutsam die Monumente der Gottmitte. Namen tauchen auf, voll Einfalt und Wucht, irdische Menschennamen, Künstlernamen, unerhört wirklich und doch seltsam anonym und rätselhaft wie das Rätsel der Kunst der Brüder van Eyck. Wir wissen von diesen Künstlern nicht viel mehr als ihre Namen, einfältige und lapidare Monumente der Persönlichkeit, ohne das Vielerlei der Persönlichkeit rings herum und doch voll irdischer Wirklichkeit von fast bestürzender Schwere.

So ist also der Beginn der Landschaftsmalerei und der Bildnismalerei gegründet in der Persönlichkeit, die sich selbst auf eine neue Art erfährt, die wie nach einem langen qualvoll glücklichen und maßlos selbstverlorenen Traum sich mühselig auf die ersten lapidaren Daten ihrer Wirklichkeit besinnt und noch lange Zeit die Wucht des Neuen mit dem geheimnisvollen Traumgefühl und dem unbestimmbaren Duft der unendlichen Ferne im grenzenlosen Raum vermischt. Doch allmählich wächst mit der Wirklichkeit auch ihr Vielerlei und ladet zum Genuss der vielen grossen und kleinen Dinge ein. Einige Jahrzehnte nach Eyck malt Memling seine zärtlich kindlichen Madonnen und liebenswürdigen Bildnisse mit landschaftlichen Hintergründen, die lockerer, gemütlicher und daseinsbequemer scheinen als die träumerische Einfalt Eyckscher Landschaft. Vergegenwärtigen wir uns noch einmal eine Landschaft von Eyck, etwa in der Madonna mit dem Kanzler Rollin: wie streng und einfach war der Kopf des Kanzlers, und wie wundervoll tat sich dahinter eine Landschaft auf, auf der traumhaft die Süsse des Erwachens lag. Landschaft und Antlitz lagen verwirkt im Gespinst bedeutsamer Beziehungen.

Wieviel bequemer schon haben es die Menschen Memlings, wieviel zutraulicher ist die Welt geworden. Wieviel Raum hat jetzt ein Bildnis um sich herum für vielerlei liebenswürdige Worte und Geständnisse. Memling ist ein Deutscher, der um 1433 wahrscheinlich in dem Dorfe Mömlingen bei Aschaffenburg geboren wurde und seine Lehrzeit vielleicht bei Stephan Lochner in Köln verbracht hat. Noch jung kam er nach Brüssel und fügte sich mit seinem Werk in die grosse Überlieferung der niederländischen Malerei ein.

In der nordischen Kunst erschwert der Überfluss der Inhalte die klare Formwerdung. Das Ausschweifende, das gleich Wolken ewig Wandernde und Verwandelte, es drängt über die festgefügten Grenzen und Formen des Körpers hinaus in den fluktuierenden Raum, aus dem Statischen ins Dynamische, aus dem Plastischen ins Malerische, aus dem Figuralen ins Landschaftliche. Auf solcher ewigen Wanderschaft und fruchtloser Suche nach der Form blickt sie sehnsüchtig immer wieder über die Alpen nach Italien und nach der Antike, weil sie dort eine Form mühelos gefunden sieht, die solcherart in der eigenen Sphäre zu finden unmöglich ist. So müssen wir die Italiensehnsucht der frühen niederländischen Landschaftsmaler, Dürers und Goethes verstehen und zugleich erkennen, durch welche tragischen Missverständnisse die nordische Kunst immer wieder erschüttert, verheert, von ihrer Sphäre abgelenkt und doch auch wieder überaus fruchtbar gemacht wird. Wir sehen, wie Dürers Kunst, die so voll gepresst ist von Fabulierlust und Landschaftsseligkeit, die Figur ersehnt. Landschaft und Figur, Norden und Süden: das sind die beiden Welten, die in Dürers Kunst zusammenprallen und jene echt nordischen Katastrophen erzeugen, die ein paar Jahrhunderte später in Goethe sich wiederholen. Und doch sind solche Zusammenstösse fruchtbar gewesen und haben ihren Zweck erfüllt, die nordische Kunst vor der Auflösung im Grenzenlosen und Geheimnisvollen zu bewahren. Erst mit der Beherrschung der Figur konnte die nordische Kunst es wagen, auch ohne die Figur die Landschaft so zu sättigen und zu verankern, dass sie sich nicht in ein blosses Ornament verflüchtigte.



Hans Memling: Bildnis eines alten Mannes

Nach der grossen Höhe in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts verläuft die altdeutsche und niederländische Malerei in Niederungen, die zwar kunsthistorisch bemerkenswert sind, aber dem gewöhnlichen Betrachter wenig Angenehmes bieten. Der Einfluss der italienischen Hochrenaissance scheint vernichtend. Wir nennen diese deutschen und niederländischen Maler, die in Muskelkörpern schwelgen und den menschlichen Körper übertreiben, Manieristen. Manieristen: das besagt schon, dass die Kunst im Norden zu einer blossen Manier geworden war, zu einer virtuosen Art, den nackten Körper darzustellen. Das Wachstum auf der eigenen Erde war überwuchert vom missverstandenen Pathos des Südens. Dennoch vollzieht sich abseits dieses Manierismus, dessen Zentrum in Antwerpen liegt, eine andere Entwicklung, die zur Hochblüte der Landschaftsmalerei im Holland des 17. Jahrhunderts hinführt. Freilich, nur in Holland und Flandern, denn im übrigen deutschen Raum hat der Dreissigjährige Krieg alle Entfaltungsmöglichkeiten der Kunst vernichtet. Ein deutscher Maler ist hier dennoch zu erwähnen, der so vielversprechend für die deutsche Kunst auftritt, doch in Deutschland keinen Nachfolger findet: der Frankfurter Adam Elsheimer. Er ist der bedeutendste Vertreter einer Landschaftsmalerei, die in Rom von einigen Niederländern geübt wurde und die in ihren Problemen direkt zu Rembrandt hinführt. Elsheimer beginnt mit Landschaften, die mit Historien staffiert sind, aber dann wird das Hell-Dunkel zum Problem seiner Landschaften. Nächtliche Landschaften sind da, in denen ganz klein und belanglos eine Flucht nach Ägypten und dergleichen vorkommen, und wir verstehen die Beziehungen zu Rembrandt, wenn wir erfahren, dass Elsheimer in Rom auf Pieter Lastman wirkte, der dann der Lehrer Rembrandts wurde. In Rom finden wir gegen das Ende des 16. Jahrhunderts die meisten niederländischen Landschafter versammelt, aus deren Kunst dann die grosse holländische Landschaftsmalerei hervorging.

Doch bevor wir uns dieser Landschaftsmalerei zuwenden, haben wir noch eine andere Entwicklungslinie aufzugreifen, die nicht aus den deutschen und niederländischen Kreisen in Rom kommt sondern aus dem Norden, aus Antwerpen und Brüssel, und die sich dann mit der römischen schneidet. Pieter Brueghel der Ältere, der sogenannte Bauernbrueghel, ist sicher die gewaltigste Persönlichkeit seit Eyck in der altniederländischen Malerei. Was er von Mensch und Landschaft zu sagen hat, ist so überwältigend und so neu, dass man wohl von einer neuen Weltanschauung sprechen kann. Wir sahen in der bisherigen Malerei — ganz gleich ob niederländisch oder deutsch —, wie das Figurale und das Landschaftliche zu einem Konglomerat verschiedener Kunstabsichten wurde, wie das Figürliche als primärer Bestandteil sich bewahrte und andererseits das Landschaftliche diesen Bestandteil zu verdrängen suchte. Das Zeitalter der Entdeckungen und Reisen führte dann zu der flämisch-römischen und der flämischen Richtung des Bles, Patiner, Bril usw., in der das Landschaftliche eine vielfältige Zusammensetzung aus verschiedenen Seltsamkeiten und Naturentdeckungen wurde. Pieter Brueghel aber vereinigt beide Richtungen zu einer organischen Einheit. Er sieht die Menschen nicht als isolierte Figuren sondern als organische Gewächse der Landschaft und andererseits die Landschaft selbst nicht als hintergründiges Beiwerk der Menschen sondern als deren Wohnsitz, Heimat und notwendige Umwelt. Indem für ihn Land und Leute organisch zusammengehören, schafft er aus dem Figurenbild und Landschaftsbild eine neue Bildgattung, welche die bevölkerte Erde zum Gegenstand hat. Pieter Brueghel heisst der „Bauernbrueghel"! Das ist kennzeichnend. Der Bauer ist jener Mensch, bei dem die Verbindung zwischen Mensch und landschaftlicher Umwelt am augenfälligsten ist, er trägt in Gebärde, Kleidung und Sprache die besondere Art der Landschaft um sich, sein ganzes Leben ist bestimmt von dieser Landschaft, ihrem Klima, ihrer Fruchtbarkeit, ihrer Armut und ihren Jahreszeiten. Segen der Erde: das ist die Wucht der bäuerlichen Existenz. Ob Brueghel eine Landschaft oder ein Figurenbild schaffen will, er braucht seinen Standpunkt nicht zu wechseln, denn in der organischen Einheitlichkeit der Natur sind beide dasselbe.

Das Primat der Figur ist in der Schau Brueghels nicht mehr haltbar. Der Mensch ist ein Gewächs seiner Landschaft und deren Gesetzen und Notwendigkeiten unterworfen. Die Erde ist ein gewaltiger atmender Leib, was wir von ihr erfahren können, ist stets nur Ausschnitt von ihr. Brueghels Bilder sind Ausschnitte dieser Erde, Beispiele dieser Welt. Der Bildrand durchschneidet Mensch, Baum und Ding, denn das Bild ist ja nicht mehr wie ein durch den Rahmen abgeschlossenes Ganzes sondern ein Ausschnitt durch den Rahmen des Beschauers.

Im Rahmen dieser Betrachtung wird das Verlorensein der Menschen in den Gewalten und Wuchten der Natur deutlich. Die Gewitter, die Jahreszeiten, das Wachsen und Verfallen der Dinge, all das spricht wuchtiger als das Ameisengewirr der Menschen. Wenn man aber den Menschen selbst zum Ausschnitt der Natur macht, das heisst, wenn der Betrachter den Menschen für sich in seinen Rahmen zieht und ihn grossfigurig sieht, erblickt er die natürlichen Gewalten des erdentwachsenen Menschentums, das animalische Sein, die Torheiten des menschlichen Tuns. Der Wucht erdgewachsenen Lebens ist die Torheit der Menschen verbunden. Auf dem gewal-

tigen atmenden Leib der Erde kriecht das Ungeziefer, und wenn man es näher und grösser ansieht, sind es die Torheiten der Menschen. Der neuen Betrachtungsweise der Natur, die den Händen Gottes entfallen eine Existenz eigener gigantischer Notwendigkeiten hat, entspricht die Betrachtungsweise der Menschen, die aus einer religiösen eine moralische geworden ist. Die religiöse Betrachtungsweise überantwortet das Tun der Menschen der Richterschaft Gottes; das Persönlichkeitsbewusstsein beansprucht eigene Verantwortung und eigene Richterschaft, ist also in der Ethik begründet und verurteilt die Torheiten der Menschen im Rahmen der Moral. Bei Brueghel, am Ausgang der Renaissance, ist die mittelalterliche Welt endgültig liquidiert.

Mit dem Beginn des 17. Jahrhunderts geschieht eine gewisse Trennung zwischen der flämischen und holländischen Malerei. Die Zentren der einen sind Brüssel und Antwerpen, die der anderen Amsterdam und Haarlem, die höchsten Repräsentanten Rubens und Rembrandt.

Am gewaltigsten mag wohl Rembrandt das eingeborene Raumgefühl des Nordens durch seine Kunst offenbart haben. In derselben masslosen Art, mit der sich einst, wie bei Jan van Eyck, das Gefühl in der Spannung zwischen Gott und Mensch auswirkte, wird jetzt die Spannung in den wogenden Raum des Lichts verlegt. Der Raum wird zum Hell-Dunkel der aufgewühlten Atmosphäre. Die apokalyptischen Gewitter Dürers sind bei Rembrandt auf eine besondere Art in irdische Gewitter umgesetzt, ohne ihren geistigen Wirbelsturm eingebüsst zu haben, ja das Unsichtbare, dies atemberaubende Erwarten des Gewitters, ist noch erschütternder als die Vision der Gestalten bei Dürer. Eine solche lastende Stimmung und Spannung ist manchmal in Rembrandts Landschaften und Erzählungen, dass man meint, ein Funke müsste genügen, die ganze Welt in Licht und Flammen auflodern zu lassen. Es ist das nordische Raumgefühl, voll massloser Fliehkraft und Fabulierlust des Herzens, das in Rembrandts Werk offenbar wird und das er mit Dürer, Altdorfer, Rubens, Brueghel jenem erlauchten Genius eines gemeinsamen Volkes verdankt.



Rembrandt van Rijn: Flusslandschaft mit Windmühle

An sein jüngstes Kind

Ich wanderte schon lange,
Da kamest du daher;
Nun gingen wir zusammen,
Ich sah dich nie vorher.

Noch eine kurze Strecke,
— Das Herz wird mir so schwer —
Du hast noch weit zu gehen,
Ich kann nicht weiter mehr.

(Theodor Storm)

Speerwurf nach Steinzeitmanier

Wurfsport auf prähistorischen Geräten von Hobby-Athleten übertrifft olympischen Rekord

KÖLN – Der Weltrekord im Speerwerfen der Männer liegt bei schlappen 94,74 Metern. Ulrich Stodiek kommt mit seinem Wurfspieß fast auf das Doppelte, und in Barcelona wäre ihm olympisches Gold sicher. Doch Speerwerfen mit prähistorischen Geräten, wie es der 36jährige Kölner Archäologe seit einigen Jahren betreibt, wird schwerlich zur olympischen Disziplin aufsteigen. Dabei ist die steinzeitliche Speerschleuder, die älteste bekannte hochentwickelte Jagdwaffe, den modernen Wurfgeschossen aus Fieberglas haushoch überlegen. Seit 1986 gibt es regelmäßige Wettkämpfe mit Nachbauten der über 10 000 Jahre alten Tötungsgeräte.

Wie Stodieks Rekonstruktionen zeigen, waren die steinzeitlichen Jäger schon bestens mit den Gesetzen der Mechanik vertraut. Eine Speerschleuder ist eine schmales Brett mit Griff und einem Hakenende aus Rentiergeweih, in das der Speer eingeklinkt wird. Dadurch verlängert sich der Wurfarm des Jägers. Folge: hohe Durchschlagskraft auf größere Distanzen. Speerschleudern erwiesen sich als so wirkungsvoll, daß die Ureinwohner Australiens und Neuguineas bis vor kurzer Zeit damit zur Jagd gingen. Anhand von Exemplaren aus dem Fundus der Völkerkunde ermittelte Stodiek die ursprüngliche Länge der steinzeitlichen Waffen.

Stodiek besitzt bereits ein ganzes Arsenal selbstgebastelter Speerschleudern, Speere, Bumerangs und anderer Waffen. Für ihre weitgehend originalgetreue Herstellung besorgte er sich Rentiergeweih aus dem Duisburger Zoo, mixte einen prähistorischen Thermokleber aus Kiefernharz und Bienenwachs. Im Dienste der Wissenschaft mußte ein im Zoo verendetes Wisent als Mammutersatz für Schußversuche herhalten. Anders als die streng abgeschirmten geheimen Entwicklungslabors, die unter größter Geheimhaltung an modernen Hochleistungssportgeräten werkeln, macht der Wissenschaftler aus seinen Erkenntnissen kein Hehl.

In Deutschland, Belgien, Frankreich, Spanien und Übersee pflegen bereits ein paar Dutzend Hobby-Athleten den bizarren Steinzeitsport. Nach den „3. Transkontinentalen Meisterschaften mit prähistorischen Waffen", die aus aktuellem Anlaß in Barcelona stattfanden, trainiert Stodieks Mannschaft „Atlatl-Team Cologne" nun für die 6. Deutschen Meisterschaften im September in der Nähe von Bonn. Der merkwürdige Name Atlatl ist die aztekische Bezeichnung der Speerschleuder. Die Athleten zielen auf Pappsilhouetten steinzeitlicher Mammuts. Ein Treffer in den herznahen „Tötungsbereich" (heute wohl Blattschuß) bringt die höchste Punktezahl.

Auch wenn Stodiek mit seinem Team schon zahlreiche einschlägige Trophäen und Meistertitel nach Köln geholt hat, ist ihm das gesellige Drumherum „mindestens genauso wichtig" wie der sportliche Erfolg. Aber auch auf seinem Forschungsgebiet haben die sportlichen Aktivitäten bereits Früchte getragen: Stodiek kann sich seit kurzem mit dem Doktortitel schmücken. Und selbst sein skeptischer Doktorvater, der die Basteleien und ballistischen Versuche des Doktoranden zunächst als „Flucht ins Manuelle" abgetan hatte, wurde laut Stodiek zum lebhaften Verfechter der experimentellen Archäologie. *Georg Etscheit*

Ein amerikanisches Buch vom Germanentum

„Eine Grundfeste für den Frieden" ist der Untertitel des Buches „Germanische Einheit" (Teutonic Unity) des ehemaligen Oberstleutnants der US-Armee Earnest Sevier Cox, das im Frühjahr 1951 erschienen ist. In einer deutschen Besprechung dieses Buches heißt es treffend, daß leider sehr selten Rassenfragen so freimütig behandelt werden wie hier und daß der Standpunkt des Verfassers weit erhaben ist über jeden Rassenhaß. Ist es sonst doch meistens so, daß entweder der Kern der Rassenfrage umgangen und vertuscht wird, oder daß das Problem der menschlichen Ungleichheit und die damit verbundenen Spannungen engstirnig und mit dem Unterton von Gehässigkeit geleugnet werden. Das Buch von E. S. Cox ist geprägt von einer ehrlichen Duldsamkeit und dem Wunsche, zum Ausgleiche seiner Spannungen beizutragen.

Selbstverständlich ist Rasse für E. S. Cox — ebenso für alle bedeutenden Rassenforscher, z. B. für Hans F. K. Günther — in letzter Hinsicht eine seelisch-geistige Größe. Er weiß, daß das äußere Erscheinungsbild nur allgemeiner Anhalt ist — ein Umstand, der von Unkundigen bei ihren Urteilen über Rassenfragen immer wieder außer acht gelassen und von solchen, die hier mißverstehen wollen, geflissentlich verschwiegen wird. Die gewissenhafte Zuordnung zu einer Rasse ist schwer und kann, wie E. S. Cox — auch in Übereinstimmung mit deutschen Forschern — sagt, „nur durch Handlungen, Verhalten und kulturelle Leistungen abgeschätzt" werden. Wer wie E. S. Cox auf die verhängnisvolle Lage des Germanentums aufmerksam macht, tut es wohl stets aus zweierlei Veranlassung: einmal aus Sorge wegen der kulturellen Stellung, die das Germanentum von jeher in hervorragendem Grade innegehabt hat, deren Erschütterung einen großen und vielleicht nie wieder gutzumachenden Verlust für die allgemeine Entwicklung bedeutet; dann aber aus unmittelbarer Sorge um die eigene gefährdete Völkergruppe, deren stetiges Vorhandensein für den echten Germanen die Voraussetzung ist für eine lohnenswerte Aufgabe, weil allein deren Bereich ihm das Bewußtsein von Zugehörigkeit und Heimat gibt.

Bedeutung und Zersplitterung des Germanentums.

Der Verfasser weist nach, daß die Germanen, in seinem Sprachgebrauch die Teutonen*), heute in hohem Grade in ihrem Bestande gefährdet sind, und daß die mit ihnen verbundenen kulturellen Werte auf dem Spiele stehen. Da es sich bei dem Buche vornehmlich um eine rassenkundliche Betrachtung handelt, ist zu beachten, daß mit der Bezeichnung „germanisch" oder „teutonisch" nicht etwa die gesamte Bevölkerung der germanischen Sprachgebiete gemeint ist, sondern, daß das Wort nur die „true Teutons", die echten Germanen, betrifft, diejenigen, die erbmäßig also ihrer Art zufolge, Germanen sind. Um diese Germanen handelt es sich also, wenn E. S. Cox feststellt, daß ihr Anteil an der Bevölkerung der Nationen germanischer Zunge abnimmt. Einen hohen Blutzoll von ihnen haben die Kriege gefordert, denn zu den gefährdetsten Stellen des Waffendienstes haben sich in diesen Völkern immer besonders die „echten Germanen" gedrängt. Eine größere Gefahr sieht Cox darin, daß die Germanen „langsam als völkischer Stamm infolge Vermischung mit den Rassen vergehen, die sie besiegt haben, oder mit Fremden, die sie unter sich aufgenommen haben".

Die Erkenntnis von der hervorragenden Rolle der Germanen in so vielen uns bekannten Völkern, von ihrem „überwältigenden Beitrag zur Entwicklung der modernen Kultur" verpflichtet zum Nachsinnen nach Wegen, auf denen der verhängnisvollen Lage, in der sich heute das Germanentum befindet, zu begegnen ist. E. S. Cox weist vor allem auf die Notwendigkeit hin, daß der Zwist unter den germanisch bestimmten Völkern aufhört. Er fordert germanische Einigkeit. Auf die vielen Hindernisse, die sich auf dem Wege zu diesem Ziel türmen, die das Ziel nicht selten völlig versperren, geht das Buch weniger ein. Es berührt nicht das Treiben derjenigen Kräfte, die am besten im Schatten germanischer Uneinigkeit gedeihen und darum immer wieder Zwist und Mißtrauen zwischen den germanischen Völkern schüren — wie wir solches auch wieder gegenwärtig mit dem Versuch der Verfemung des gesamten deutschen Volkes erleben. Dem guten Willen der Einsichtigen setzen sich auch insoweit große Hindernisse entgegen, als die laute Theorie vom Schmelztiegel der Rassen den Sinn für die Bedeutung der Annäherung verwandter Völkerschaften einschläfert. Denn nach dieser Theorie gibt es bekanntlich überhaupt keine seelisch-geistigen Rassenunterschiede, und jede Befassung mit der Aussöhnung der germanischen Völker wäre demnach eine überflüssige Beschäftigung.

Gegenüber dem Trugschluß vom Einerlei der Rassen und Völker hat E. S. Cox — und das in bester Übereinstimmung mit hervorragenden Rassenforschern, z. B. dem französischen Grafen Georges Vacher de Lapouge und dem Deutschen Ludwig Woltmann — also auf die besondere Stellung aufmerksam gemacht, die die germanisch bestimmten Völker nachweislich vor allem in den letzten anderthalb Jahrtausenden in der kulturellen Entwicklung eingenommen haben. Den Umwelttheoretikern, welche besondere kulturelle Leistungen auf günstige Umweltbedingungen und in Verbindung damit teilweise auch auf die Vermischung verschiedener Rassen zurückführen möchten, hält E. S. Cox seine Auffassung an dem Beispiel zweier Inseln entgegen: Sizilien und Island. Während für die Mittelmeerinsel alle Bedingungen für eine günstige, die Unterhaltung des Lebens erleichternde Umwelt zutreffen, hat das im rauhen Norden gelegene Island bekanntlich eine karge Natur, der die Voraussetzungen für das Leben abgetrotzt werden müssen. Und dennoch hat es hier kein „Jahrtausend der Ungebildet-

---

*) An Stelle des deutschen Wortes „germanisch" verwendet die englische Sprache das Wort „teutonisch" (teutonic). Hier werden beide Bezeichnungen nebeneinander gebraucht. Das Wort „germanisch" wird im Ausland häufig als „deutsch" mißverstanden, zumal das englische „german" den Sinn von „deutsch" hat. Ausländern gegenüber ist besonders von Bezeichnungen wie „allgermanisch", „pangermanisch" abzuraten, da dies — teils unwillkürlich, teils böswillig — für „alldeutsch" genommen wird.

heit" gegeben, wie auf Sizilien. Im Gegenteil, auf Island hat seit der germanischen Besiedlung des Landes ein kultiviertes Leben bestanden. Das isländische Volk hat z. B. ein reichhaltiges Schrifttum in Prosa und in gebundener Sprache hervorgebracht, das sich nach dem Zeugnis maßgeblicher Forscher sowohl an Wert wie auch an Umfang mit dem der alten Hellenen messen kann. Dies Beispiel deutet überzeugend darauf hin, daß es offenbar nicht die Umwelt, das „Milieu", und irgend eine Kreuzung verschiedener Rassen, sondern vielmehr der menschliche Gehalt, dessen Beschaffenheit, nämlich eine gewisse Rasse ist, die die Voraussetzung für besondere Leistungen bildet.

Die vom nördlichen Europa ausgegangene Gesittung unterscheidet sich wesentlich von anderen Gesittungen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sie, die durch teutonische Stämme und Völker verbreitet worden ist, immer wieder in Verbindung mit fortschrittlichen Leistungen angetroffen wird, Leistungen, die in der Folgezeit dann meistens allen Völkern zugute gekommen sind. In diesem Sinne ist es zu verstehen, wenn Cox einmal sagt, daß alle Rassen dem schöpferischen Genius der teutonischen Rasse Dank schulden.

In Verteidigung gegen die Angriffe der Gewaltmacht.

Das Buch „Teutonic Unity" zeichnet sich vor ähnlichen Büchern dadurch aus, daß es die einschneidende Bedeutung richtig veranschlagt, die die zwischen dem 5. und 10. Jahrhundert in Nordeuropa (d. h. Europa nördlich der Alpen) eingedrungene, aus dem vorderen Orient stammende Religion für die germanischen Völker gebracht hat.

Zunächst behandelt der Verfasser dasjenige Ereignis, durch das der erste Vorstoß aus Südeuropa abgewiesen worden ist: die Schlacht im Teutoburger Wald. Durch diese sind, so heißt es, die rassischen Ursprungsländer des Germanentums, Skandinavien und Deutschland, vor einer Einbeziehung in den Vermischungsstrudel der römischen Welt bewahrt geblieben, und dadurch wiederum ist es ermöglicht worden, daß die Nachkommen jener siegreichen Germanen so häufig die Führer der kulturellen Entwicklung geworden sind. E. S. Cox erinnert an Tacitus Bericht, daß Armins Gedächtnis in Liedern wachgehalten wurde, und knüpft daran die Vermutung, daß dies durch die Jahrhunderte geschehen sei und der Befreier Germaniens zu einer vergötterten Gestalt geworden sei. Im Hinblick auf die Forschung zur Gleichheit Arminius-Siegfried *) dürfte dieser Gedanke seine Berechtigung haben. Verfehlt ist jedoch, wenn der Verfasser in diesem Zusammenhang von germanischen „Priestern" spricht. Auf welche Weise die Überlieferung in der Frühzeit bewahrt worden ist, wissen wir nicht; vielleicht haben wir uns das in derselben Art zu denken, wie in den späteren Jahrhunderten im hohen Norden die Heldenlieder durch die Skalden von Geschlecht auf Geschlecht übermittelt wurden. Eine Priesterschaft im strengen Sinne dieses Wortes hat es in Germanien nicht gegeben. Im übrigen ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß unter den Sachsen das Wesen der christlichen Religion und die Gefahr ihrer Annahme so klar erkannt worden ist, wie der Verfasser es in einem ersonnenen Gespräch zwischen christlichen und sächsischen Priestern darstellt. Die Sachsen waren jahrhundertelang Nachbarn der gechristeten Franken gewesen, und christliche Sendboten hatten sich auch in ihrem Lande betätigt. Zum mindesten die nachdenklichen Männer und Frauen werden also eine bestimmte Vorstellung von dem gehabt haben, worum es ging. Es ist nichts verkehrter, als sich etwa die Germanen jener Zeit als primitiv zu denken.

In einem „Taufe oder Tod" benannten Abschnitt schildert E. S. Cox die gewaltsame Verchristung der Sachsen. Durch die grausamen sogenannten Capitularien vom Jahre 780, Vorschriften, die jedem mit dem Tode drohten, der der Väter Art treu blieb, sollte die engstens mit dem eigenen Glauben verbundene völkische Überlieferung ausgelöscht und durch die christliche Religion ersetzt werden. Das ging soweit, daß die geistigen Führer des Volkes ausgeliefert werden sollten und nicht einmal mehr die Verstorbenen bei den Vorfahren beigesetzt werden durften. Dieses Gesetz und vor allem das grausame Blutbad von Verden (782) wirkten abschreckend auf die skandinavischen Germanen. Die unmittelbare Folge waren — Cox ist auch hier im Einvernehmen mit vielen anderen Forschern — ihre Wikingerzüge gegen christliche Reiche, vor allem gegen das fränkische. Ein Teil der sächsischen Krieger hatte bekanntlich bei ihren nördlichen Nachbarn auf der cimbrischen Halbinsel Zuflucht gesucht — „der Überrest der Kühnen und Entschlossenen einer Rasse, die der Unterjochung widerstanden und für die Freiheit gekämpft hatte, wie vielleicht kein anderes Volk je gekämpft hatte, nicht imstande, länger dem fränkischen Reich auf dem Schlachtfeld entgegenzutreten" (Cox).

Der Verfasser sieht in dem Vorgehen der Wikinger gegen christliche Stätten einen Ausdruck der Erbitterung sowohl über die Untaten, die die christlichen Franken gegen die sächsischen Heiligtümer und gegen den sächsischen Stamm verübt hatten, als auch über den brutalen Zwang, dem die Überlebenden im Sachsenland nun ausgesetzt waren, indem sie gezwungen wurden, entweder das christliche Bekenntnis anzunehmen oder die Todesstrafe zu erdulden. Die sichtbaren Vertreter der mit solcher Gewalt vorgehenden Religion waren aber deren Priester und Mönche, und darum richtete sich die Erbitterung der Nordgermanen gegen diese.

E. S. Cox erinnert daran, auf welche Weise das Christentum im Römischen Reiche Staatsreligion geworden war, wie auch dort der Zwang obgewaltet hatte. Damals sei nur der kleinere Teil der Teutonen, derjenige der innerhalb des Römischen Reichs wohnte, betroffen gewesen. „Im zweiten Fall sollten die heidnischen Teutonen in ihrem alten Heimatland ihre religiöse und politische Freiheit einbüßen." Cox macht darauf aufmerksam, daß die Teutonen vor dem Bündnis der fränkischen Könige mit dem Papst duldsam gegen andere Glaubensbekenntnisse gewesen sind. „Aber dieses Bündnis sollte die teutonische Rasse in eine Ära blutiger religiöser Unduldsamkeit stürzen, deren Überwindung 800 Jahre kosten sollte und die für mehrere Jahrhunderte das Recht der teutonischen Herrscher und Völker in Frage stellen sollte, ihr eigenes Leben zu leben, — es sei denn unter päpstlicher Zustimmung und Vorschrift. Diese geistige Umgestaltung der Teutonen war erfolgt durch das zur Staatsreligion gewordene Christentum.

Auch auf die allgemeinen Auswirkungen der Unterdrückungen der Geistesfreiheit wird in dem Buche aufmerksam gemacht: Seit der Schließung der Philosophenschule in Athen im Jahre 529 war die letzte Stellung freien geistigen Fortschritts gefallen, und von da an wurden Untersuchungen und Studien auf solche beschränkt, die „nicht in Konflikt mit den jüdischen Schriften standen", dem Alten und Neuen Testament. Die Kirche war der alleinige Gebieter in dieser Hinsicht. E. S. Cox rührt nicht an den sittlichen Gehalt des Christentums, wie ein solcher ja auch in anderen Religionen enthalten ist. Aber er weist immer wieder nachdrücklich darauf hin, daß „der christliche Glaube" es gewesen, der „mächtig daran gewirkt hat, den Fortschritt des Wissens zu verzögern. Er kerkerte seine größten Geister ein oder verbannte sie — diejenigen, die nicht darin zustimmen wollten, daß ein endgültiges Wissen in der Offenbarung war, die die Juden von Gott empfangen zu haben behaupten." Es ist einmal die Rede vom „Bahrtuch über der Geistesfreiheit". Die „drei großen unduldsamen Religionen, Judaismus, Christentum und Mohammedanismus" werden Offenbarungsreligionen genannt — „jede von ihnen mit einem langen Verzeichnis unheilvoller Geneigtheit im Umgang mit anderen Glaubensbekenntnissen, indem sie keines von ihnen dulden würden, falls sie die physische Macht hätten, sie auszurotten". Der Verfasser nimmt an, daß diese drei Offenbarungsreligionen auf „einen gemeinsamen rassischen Hintergrund" zurückzuführen sind.

E. S. Cox nimmt übrigens deutlich Stellung gegen die „herkömmliche Annahme, daß die Germanen „Wilde" gewesen seien, bevor sie mit dem Christentum in Berührung kamen. Er macht ganz richtig darauf aufmerksam, daß „der Höhepunkt der Barbarei" nach der Verchristung nachzuweisen ist: „nachdem er (der Teutone/Germane) Christ war, und vermutlich weil er Christ war".

Das Buch läßt leider nicht die Hintergründe erkennen, die zum großen Teil die Kriege der neueren Zeit verursacht haben. Man gewinnt den Eindruck, daß selbst E. S. Cox — wie die meisten Amerikaner — ein wenig befangen ist im Sinne der Wilson'schen Theorie, daß Kriege infolge nationaler „Anerzogenheit" entstehen. Von der Verflochtenheit der politischen Ereignisse und vor allem von dem Hetzen und Schüren der hier wirkenden Kräfte, von ihrem entscheidenden Einfluß, vermißt man jede Andeutung. Es geht aber nicht an, dem Charakter eines Volkes Ereignisse zur Last zu legen, in welche dieses durch fremde Kräfte hineingestoßen wird. Das geschieht z. B. im Hinblick auf den Kriegsausbruch im Jahre 1914 mit den Deutschen, obwohl Cox im übrigen mehrfach seinem Wohlwollen gegenüber den Deutschen Ausdruck gibt. Die Forschungen seines Landsmannes, des Historikers S. B. Fay, hätten den Verfasser darüber aufklären können, wo die Schuldigen für den Ausbruch des ersten Weltkrieges zu suchen sind.

Die Rassenfrage in den Vereinigten Staaten.

Eingehend behandelt das Buch die Rassenverhältnisse in den Vereinigten Staaten. Es heißt, daß dort keine Rasse so stark vertreten sei wie die nordische (gemeint natürlich: im allgemeinen Mischungsverhältnis der Rassen). Die Negerfrage kennt E. S. Cox bestens. Er hat jahrzehntelang die Werbung derjenigen großen Negervereinigungen, deren Mitglieder nach Afrika auswandern möchten, öffentlich unterstützt, denn es ist seine Überzeugung, daß die Interessen dieser Neger, die nach der afrikanischen Heimat ihrer Vorfahren trachten, mit den Interessen der weißen Bevölkerung zusammenfallen. Die Gegenwart der Neger in den Vereinigten Staaten beschränkt, so sagt Cox, das Gedeihen der Weißen und ihrer Kultur. Sowohl Neger wie Weiße (Cox gebraucht hier also diese unscharfe, allgemeine Bezeichnung) seien in ihrer Stammesart durch zukünftige Vermischung gefährdet. In einigen Gebieten der Vereinigten Staaten hätte die Rassenmischung

*) Zuerst 1871 von August Schierenberg aufgestellt, später von mehreren Forschern, darunter — seit 1892 — von Ludwig Wilser, wissenschaftlich begründet und zuletzt in der trefflichen Studie „Siegfried—Armin" von Ulrich von Motz (1953 Pähl) eingehend behandelt.

bereits zu einer solchen Herrschaft der Farbigen und der Mischlinge geführt, daß der Rest der Weißen durch jene kontrolliert würde. Die Neger seien sich ganz klar darüber, daß ihre Gegenwart in Amerika in vielen Gebieten zu einem Mulattentyp führen, und daß in ferner Zukunft ihr Blut alle Klassen erreichen würde. Sie sehen die Rache für die Versklavung ihrer Vorfahren voraus, indem ihr Blut die Haut der Herrenrasse verdunkeln würde. Viele Neger wünschten jedoch eine solche Rache gar nicht, denn sie wüßten, daß auf diese Weise auch ihre eigene Art zerstört würde. Doch ist jene Bewegung unter den Negern, die für die Rückführung nach Afrika wirbt, auch auf starken Widerstand unter ihren Rassegenossen gestoßen. Immerhin hat die rassenbewußte Bewegung im Jahre 1939 für ein Bittgesuch zu der Auswanderung zweieinhalb Millionen Teilnehmer zusammenbringen können. Bekanntlich ist dieses Gesuch — ganz verständlich bei der offiziellen Abneigung gegen rassische Absonderung, aber in schlagendem Widerspruch zu einer echt demokratischen Bekundung — unter den Tisch gefallen.

E. S. Cox geißelt ungeschminkt das Verbrechen, das die großen Pflanzer sowohl an den Negern wie an ihrem eigenen Volk begangen haben. Dieses Sklavenhalten hat nur einem engstirnig egoistischen Nutzen gedient; nach dem Wohl der Neger wurde ebensowenig gefragt, wie nach den Folgen, die die in Mengen eingeführten Schwarzen für die amerikanische Bevölkerung bedeuteten. Heute, nachdem die Nachkommen jener Sklaven völlige Gleichberechtigung erlangt haben, sind sie das volkliche Hauptproblem der Vereinigten Staaten.

Probleme der Rassenmischung.

Das Nebeneinander verschiedener Rassen bringt eine Fülle von Fragen mit sich, denen nicht ausgewichen werden sollte, wie es heute meistens aus einer engen Haltung heraus geschieht, sondern die sachlich erwogen werden sollten. Dieses tut E. S. Cox, und er betrachtet vor allem auch die mit der Rassenmischung verbundenen Fragen.

Vom Biologischen her gibt es keinen wirksamen Schutz gegen Rassenmischung. Dennoch ist bei vielen Menschen eine starke und wohl instinktive Abneigung gegen rassische Vermischung vorhanden, eine Abneigung, die keineswegs durch das oft gebrauchte Wort „Vorurteil“ getroffen oder gar widerlegt wird. Madison Grant hat diese Abneigung eine „natürliche Veranlagung“ genannt. Der Vorgang der Rassenkreuzung ist, wie E. S. Cox richtig betont, ein individueller, denn die Entscheidung dazu liegt nur bei je einer Person einer der beiden in Frage kommenden Rassen. „Aber obwohl Rassenmischung von der individuellen Wahl von nur zwei Personen ausgeht, kann ihre Zunahme die rassischen Typen der beiden darin verwickelten zerstören. Und da Rassenmischung die Kraft hat, Rasse zu vernichten, wird sie zu einer Angelegenheit rassischer Besorgnis, denn mit der Rasse ist es ebenso wie mit dem einzelnen: das oberste Naturgesetz ist dasjenige der Selbsterhaltung.“ Es wäre hinzuzufügen, daß dieses Naturgesetz aber wohl nicht allen Menschen zu Bewußtsein kommt, vielleicht nur denjenigen, die das Gleichmaß ihrer selbständigen, natürlichen Wesensmitte bewahrt haben.

Viele Teutonen/Germanen mögen an sich nicht gegen Rassenmischung gefeit sein, denn es ist eine Tatsache, daß die ausgewanderten teutonischen Stämme und Völker sich meistens mit der von ihnen unterworfenen Bevölkerung verbunden haben. Die Folge war dann allemal das Aufgehen in der fremdrassigen, meistens sehr zahlreichen Bevölkerung und der Untergang der eigenen Art. E. S. Cox meint, daß, wenn verschiedene Rassen nebeneinander leben, sie ihre Art nicht erhalten können, ohne eine gewisse Kontrolle über ihre Angehörigen auszuüben. Eine solche Kontrolle sei jedoch außerordentlich schwer durchzuführen, wie dieses eine Reihe von Bemühungen zeigt, die wir aus der Geschichte kennen. Die Schwierigkeit liegt nach Cox in dem Umstand, daß alle Rassen „rassisch abirrende Mitglieder“ haben, die es vorziehen, sich mit Fremden zu verbinden. Die rassisch Abwegigen aber seien die rassisch mangelhaften Glieder einer Rasse.

Der Verfasser stellt fest, daß die hervorragende Stellung der Teutonen in der Geschichte auf ihrem rassischen Gepräge beruht und daß es sowohl biologische wie geschichtliche Zeugnisse dafür gibt, daß der Teutone seinen besonderen Charakter an eine bastardische Nachkommenschaft nicht vererben kann. Cox rechnet sodann mit der Möglichkeit, daß gerade die strenge Ausprägung dieses Charakters, die Spezialisierung seines Typus und Wesens, dessen scharfe Besonderheit eine Neigung hervorruft, sich mit Andersrassigen zu vermischen. Doch dieser Gedanke ist wenig überzeugend. Man hat wohl eher an den geistigen Grund zu denken, in dem die Voraussetzungen für Rassenmischung gedeihen. Hinzu kommt als ein recht bedeutendes Moment das, was Cox „sexuelle Disharmonie“ nennt, ein Zustand, bei dem das Sexuelle so vorwaltet, daß es die betreffende Person ganz erfüllt. In dem Falle einer so zu deutenden rassischen Abirrung spricht der Verfasser von einem „Opfer atavistischen Sexualcharakters“. Vom Standpunkt der Rassenerhaltung sollte, so heißt es, als rassisch harmonisch ein Zustand bezeichnet werden, in dem der besondere Rassencharakter den allgemeinen Charakter beherrscht und der Mensch darum danach strebt, sich mit seiner eigenen Art zu verbinden.

Das Buch berichtet von dem heftigen Widerstand, der sich im 18. Jahrhundert gegen Verbindungen Weißer mit Negern eingestellt habe. In der Niederlassung Jamestown wurde bald nach der Einführung der Sklaverei ein Weißer öffentlich ausgepeitscht, weil er mit einer Negerin verkehrt hatte. Die frühen Gesetze des Staates Maryland bestimmten eine Strafe von 7 Jahren Kerker für den weißen Mann oder die weiße Frau, die Vater bzw. Mutter eines Mulattenkindes wurden. Aber E. S. Cox stellt fest — und dies ist sehr aufschlußreich für die ganze Frage der Rassenmischung —, daß dieser rassische Widerstand gegen zwischenrassische Verbindungen infolge der Einrichtung der Sklaverei lahmgelegt worden ist. Es sind nämlich die wohlhabenden und einflußreichen Sklavenhalter gewesen, die sich gegen jene Strafen empörten und ihre Aufhebung oder Außerachtlassung durchsetzten, weil sie sie in ihren niederen Gelüsten behinderten. Somit fand die Rassenmischung eine Freistätte innerhalb der Sklaverei. Am Anfang der Wandlung von der Auffassung zwischenrassischer Verbindungen in Amerika steht also nicht etwa eine Vorstellung von allgemeiner Gleichheit und Freiheit, wie viele annehmen, sondern die widerliche sexuelle Ausbeutung seitens der Sklavenhalter. Dieser Sachverhalt lenkt die Gedanken auf eine schon von mehreren Seiten vorgebrachte Ansicht: daß die Sklaverei ganz allgemein den Keim des Untergangs für den herrschenden Bevölkerungsteil in sich birgt.

Gründliche Besiedlung Amerikas und die Landflucht in Nordeuropa

In einem besonderen Abschnitt, „Eine weiße Welt“, wird die Möglichkeit einer dichteren Besiedlung Nordamerikas behandelt. Mindestens doppelt so viel und vielleicht zweimal so viel Menschen wie gegenwärtig könnten, wie E. S. Cox sagt, dort auf dem Lande leben. Er denkt an dünn besiedelte Gebiete, deren dichtere Besiedlung er auch für eine politische Notwendigkeit hält, insofern ödes Land eine Verlockung für fremde Eroberer ist. Hierzu würden natürlich vor allem Bauern in Frage kommen, und der Verfasser wünscht sich eine solche von ihm erhoffte große Einwanderung verständlicherweise aus Nordeuropa. Er meint, daß die überfüllte alte Heimat noch Millionen von Kolonisten abgeben könnte, die jene Gebiete dann für immer für die „weiße Rasse“ behaupten könnten. Hierzu ist folgendes zu sagen:

E. S. Cox hat zwar recht, daß Nordeuropa in vielen Teilen übervölkert ist, aber dieser Überschuß an Menschen — der nur während vorübergehender wirtschaftlicher Blütezeiten weniger als solcher auffällt — ist leider nicht von bäuerlichem Gepräge. Es ist überdies so, daß in ganz Nordeuropa westlich des „Eisernen Vorhanges“ die ländliche Bevölkerung in einem geradezu erschreckenden Maße im Abnehmen begriffen ist und zudem — ein ebenso bedenkliches Anzeichen — die Verhältniszahl der jungen Leute zur Gesamtbevölkerung immer mehr zurückgeht. Das hier für die Gedanken von E. S. Cox vor allem in Betracht kommende Bauerntum hat schwere Einbußen erfahren. So sind z. B. alleine in Schweden in dem Jahrzehnt 1950/60 nicht weniger als 50 000 Kleinbauernstellen eingegangen, und es hat den Anschein, daß das Tempo dieses Vorganges noch zunimmt. In Dänemark, wo der Anteil der bäuerlichen Bevölkerung an der Gesamtbevölkerung von 1901 bis 1958 von 39 % auf 18 % heruntergegangen war, wird über Mangel an bäuerlichem Nachwuchs geklagt, vor allem auch darüber, daß viele junge Bauern keine Frauen mehr finden, weil den jungen Mädchen das Leben auf dem Lande zu unbequem vorkommt. Fast die Hälfte der größeren dänischen Bauernhöfe, die aus irgend einem Grunde den Besitzer wechseln, werden von Städtern erworben, die sich dort dann meistens Sommer- oder Alterssitze einrichten. Verantwortungsbewußte Leute, die den besten Einblick in die dänische Landwirtschaft haben, sprechen von einer „katastrophalen Situation“; wenn die Entwicklung so weiter treibe, würde es in wenigen Jahren dahin kommen, daß für tausende von Höfen keine Bauern mehr vorhanden wären. Überall aber, auch besonders in Westdeutschland, herrscht in der Landwirtschaft großer Mangel an Arbeitskräften, da diese in steigendem Maße in die Städte abwandern oder doch in städtischen Berufen Arbeit suchen. Selbst größere Höfe müssen in vielen Fällen alleine von dem Bauern und dessen Angehörigen bewirtschaftet werden. Um sich den Hof zu erhalten, müssen diese tagaus, tagein, ohne Ferien und ohne Feiertage, in den Sielen sein.

Der hier angedeutete Vorgang, dem das nordeuropäische Bauerntum gegenwärtig ausgesetzt ist, ist selbstverständlich keine natürliche Entwicklung, etwa ein natürliches Erlahmen der inneren Kräfte. Der Vorgang hängt eng zusammen mit den leichten, doch oft nur scheinbar leichten städtischen Lebensbedingungen. Völlig ist er jedoch nicht aus diesen zu erklären, denn die nach neuen Gesichtspunkten eingerichteten Höfe bieten nahezu in allem dieselben Annehmlichkeiten, wie sie das Stadtleben zu bieten hat — für Bauer und Bäuerin obendrein aber den großen und durch nichts zu ersetzenden Vorteil, auf eigenem Grunde

und unabhängig zu sein. Stark mitbestimmend für die sogenannte Landflucht der jungen Leute ist ohne Frage jene wurzellose, internationale Geisteshaltung, die ausschließlich der „Unterhaltung", dem Vergnügen dient und vom Ernst des Lebens und dessen Forderungen ablenkt und die sich durch Rundfunk, Fernsehen, Kino und Presse — von dieser zumal die illustrierte Presse — allenthalben aufdrängt. Erfahrungsgemäß werden hierdurch besonders viele junge Mädchen beeinflußt, die unter früheren Verhältnissen Bäuerinnen und bäuerliche Mägde geworden wären. Sie nehmen das ihnen vorgegaukelte verlogene Bild vom leichten Leben für Wirklichkeit, erfüllen mit ihm ihre Träume und lösen sich, erst innerlich, dann äußerlich von ihrer heimischen Umgebung, die ihnen nun altfränkisch vorkommt — nach ahnend, wie nachteilig sie für ihren Stamm und oft auch für sich selbst handeln.

Die Zukunft des Germanentums steht und fällt mit seinem Bauerntum. Solange die ich-süchtige Haltung nicht überwunden und das Bewußtsein von Wesen und Aufgabe des Bauerntum nicht in breiteren bäuerlichen Schichten geweckt wird — erloschen ist es zum Glück nicht, es sind sogar rührige junge Kräfte zu seiner Stärkung am Werke —, solange fehlt die Voraussetzung für eine germanische Zukunft. Solange — und das müssen wir unserem lieben, verehrten Herrn Cox leider sagen — fehlt aber auch jede Voraussetzung zu dem Kolonialgeist, der für eine großzügige Besiedlung der jungfräulichen Böden Amerikas erforderlich sein würde. Ob es — unter anderen Verhältnissen — tunlich wäre, nach der „Neuen Welt" auszuwandern, ist eine andere Frage. Das könnte wohl nur in Betracht kommen, wenn einmal Nordeuropa wirklich über einen großen bäuerlichen Überschuß verfügte, und wenn dann dieser drüben in geschlossenen Gebieten angesiedelt werden und — wie das einst für die deutschen Auswanderer im kaiserlichen Rußland zutraf — sein Volkstum bewahren könnte. Unseren bäuerlichen Freunden aber mögen die Gedanken von E. S. Cox, die so recht das Mißverhältnis zwischen dem nahelegen, wie es bei uns ist und wie es sein sollte, zum Anlaß werden, weiter und kräftig für eine innere Gesundung ihres Standes zu wirken!

Christentum und Bewahrung der Rasse.

Von den vielen Gedanken, die das Buch „Teutonic Unity" enthält, mag hier noch erwähnt werden, daß der Verfasser sich nicht im Zweifel darüber ist, daß Rassenbewußtsein nicht mit der christlichen Religion zu vereinbaren ist. Er macht darauf aufmerksam, daß diese Religion aus dem Judentum kommt und daß sie von Juden und für Nichtjuden entwickelt worden ist. Weiter heißt es dann an dieser Stelle: „Diese Glaubensform läßt den mosaischen Rassenschutz außer acht. Sie ist unrassisch. Sie hat einen mächtigen Einfluß auf die Förderung der Rassenmischung gehabt, insofern sie diese sanktionierte. Von einigen ihrer Anhänger kommen, gerade in der letzten Zeit, Trompetenstöße, die die Rasse brandmarken und zur freien und ungehinderten Rassenmischung überall in der Welt drängen."

Der jüdische Rassenkern ist, so heißt es dann weiter in dem Buche, sowohl durch Rasseninstinkt wie durch eine Rassenreligion (racial religion) behütet, wogegen der Teutone auf einen Rasseninstinkt angewiesen sei, „der im Mißklang mit seiner nicht rassisch bestimmten Religion (unracialized religion) ist".

Diese Kennzeichnung ist ohne Zweifel richtig. Aber wenn E. S. Cox, um jenen Mißklang zu überwinden, den christlichen Teutonen empfiehlt, ihre Religion zu rassifizieren (to racialize), so müssen wir doch bemerken, daß wir darin keine Lösung der Frage zu erkennen vermögen. Wir meinen vielmehr, daß tiefer gegangen und für die Teutonen immer die indogermanische Geisteshaltung zugrunde gelegt werden sollte. Diese aber läßt keinerlei Verbindung zu einer Offenbarungsreligion zu.

Die Slaven.

E. S. Cox geißelt den Raub deutschen Landes durch slavische Völker. Das würde auch nicht dadurch besser, daß die „Vereinigten Nationen" dem Raube zustimmten, noch würde die Lage durch die Verdammung zukünftiger „Aggressoren" beruhigt. Ein dauerhafter Friede müßte auf Vernunft beruhen, auf einem wirklich rechtlichen Verfahren (fair play) und auf Gerechtigkeit. An anderer Stelle beleuchtet der Verfasser den Begriff „Aggressoren" und bemerkt, daß das sicherlich auch der Geschichtsforscher der Zukunft tun würde, indem er feststellen müßte, daß diejenigen, die „Aggressionen" ächteten, dieselben waren, die am meisten Nutzen daraus zogen.

Im übrigen findet E. S. Cox warme Worte für ein freundschaftliches Verhältnis der teutonischen Völker mit den slavischen. Er weist auf die rassische Verwandtschaft der beiden großen Völkergruppen hin, veranschlagt den nordischen Blutsanteil z. B. des russischen Volkes recht hoch, vielleicht zu hoch. Auf jeden Fall beruht dieser Anteil nicht allein auf der indogermanischen Urverwandtschaft, sondern er geht auch unmittelbar auf Teutonen zurück, nämlich auf jene schwedischen Wikinger, die im 10. Jahrhundert das russische Reich gegründet und Land und Volk ihren Namen gegeben haben (Rosen, Rusen).

Zusammenfassung.

Dem Buche „Teutonic Unity" liegt eine lautere, nach allen Seiten duldsame Geisteshaltung des Verfassers zugrunde. Mag er in Einzelheiten irren, so gewährt sein Werk doch einen vortrefflichen Einblick sowohl in die Rolle des Germanentums in der Vergangenheit wie auch in dessen so überaus schwierige Stellung in der Gegenwart. Das Hauptanliegen des Verfassers hat er in dem Buchtitel ausgedrückt: Germanische Einheit. Dieser darf jedoch nicht nur als die rassische, die psychophysische Einheit der germanischen Völkergruppe verstanden werden, sondern es liegt darin das Bestreben, zu einer inneren Einheit der Germanen zu gelangen, zum Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit. Im Deutschen wäre in diesem Sinne das Titelwort „Unity" am besten mit „Einigkeit" (was es übrigens im Englischen auch bedeuten kann) wiederzugeben, also Germanische Einigkeit.

Doch bleibt es dabei, daß es zunächst um einen rassenhaften Fragenbereich geht. Da aber die Rassengrenzen kreuz und quer durch die heutige Bevölkerungen verlaufen, ist es nicht so leicht, den Zusammenhang zu verdeutlichen. Entscheidend ist der Einblick in den Wandel, dem das Gefüge eines Volkes oft unterliegt. E. S. Cox macht darauf aufmerksam, daß das Verhältnis der „echten Teutonen" zur Gesamtbevölkerung in fast allen Völkern der „Westlichen Welt" im Abnehmen ist. Dieses geschieht aber nicht nur, wie Cox meint, infolge von Kriegen und Rassenmischungen, sondern vor allem auch infolge niedriger Geburtenzahlen der „echten Teutonen" gegenüber den anderen Bestandteilen der jeweiligen Bevölkerung. Sie haben, wie immer wieder festzustellen ist, weniger Kinder als andere, und dieser Umstand wirkt sich ganz natürlich von einer Generation zur anderen nachteiliger für die „echten Teutonen" aus.

Es ist schon gesagt worden, daß Maßnahmen gegen ähnliche Erscheinungen, die wir aus der Geschichte indogermanischer Völker kennen, keine grundlegende Wandlung hervorgerufen haben. Dagegen kennen wir ein Beispiel aus der Weltgeschichte dafür, daß alle Verfallserscheinungen zu überwinden sind, das Beispiel des chinesischen Volkes. Zu Zeiten Kung-tses (Konfuzius) war dieses in einem ganz ähnlichen Zustand, der heute bei uns herrscht. Die Auflösung alter Bindungen, weitgehender sittlicher Verfall und ein erhebliches Nachlassen der Geburtenfreudigkeit kennzeichneten das damalige China und bedrückten das Gemüt vorsorglicher Menschen. Alleine die Lehre des großen Kung-tse bewirkte damals eine Besinnung und Gesundung, eine völlige Wandlung. Dieses Beispiel lehrt aber wohl nicht nur die Möglichkeit, dem Verhältnis des Untergangs (das seit Spenglers Werk alle Menschen guten Willens bedrückt) zu entgehen; es dürfte — im Vergleich mit ähnlichen Bemühungen in anderen Völkern — auch zeigen, daß den Bestrebungen zur Gesundung nur dann Erfolg beschieden ist, wenn das, was not tut, eine Weihe erfährt, eine Weihe, die dem entwurzelten Menschen wieder innere Sicherheit und seinem Leben einen über sein Ich hinausreichenden Sinn gibt. Die bloße verstandesmäßige Einsicht in die Not und daran anschließende Ermahnungen — das genügt offenbar nicht. Maßgeblich hat aber stets die geistige Freiheit zu sein, und zwar aus voller Überzeugung, nicht etwa nur aus sachlichen Erwägungen. Was aber auch geschehen mag im Sinne einer germanischen Erneuerung — Voraussetzung hat allemal die Überwindung alter nationaler Gegensätze zu sein. Denn diese bedeuten heute, mit E. S. Cox gesprochen, Rassenselbstmord. Der Weg in die Zukunft führt einzig und alleine über die gegenseitige Hilfe. Aus dieser Einsicht gibt es — das sind die Schlußworte des Buches — „kein Entrinnen".

W. Ladewig

Der Auftrag bleibt:

Früh schon in die Pflicht genommen,
haben wir
die Fackel der Hoffnung
weiterzureichen
an das junge Geschlecht.

Nicht, daß wir recht behalten,
sei uns wichtig.
Das Richtige zu tun,
ohne es lang zu bereden,
sei uns das Maß unseres Weges.

Hans Bahrs

Schweden und seine deutschen Handwerkerorganisationen

Die grundständige Handwerksbildung in den schwedischen Städten des Mittelalters ist wahrscheinlich im 13. Jahrhundert erfolgt. [1]) Eine Ausnahme war die Hansestadt Visby, die im mittelalterlichen Schweden in kultureller und wirtschaftlicher Hinsicht eine Sonderstellung einnahm. In Visby auf Gotland war bereits im 11. Jahrhundert eine frühgereifte, starke Volkskultur erstanden und fruchtbringend wirksam. [2])

Die kulturelle Hochstellung Gotlands im frühmittelalterlichen Schweden war nichts Zufälliges. Früh hatten die unternehmungslustigen Kaufleute der deutschen Hanse von der geographisch günstig gelegenen Insel Gotland Besitz ergriffen. In Visby legten die hanseatischen Kaufleute für ihre Kauffahrteischiffe, die im regen Handelsverkehr mit Rußland standen, den notwendigen Stapelplatz an. Auf diese Weise erhielt die Insel Gotland im östlichen Handelsverkehr der Hanse eine bedeutende Machtstellung, der naturgemäß bald auch die kulturelle folgte. Was Köln und Lübeck im Mittelalter für Deutschland waren, das war Visby für Schweden.

Bereits im 12. Jahrhundert nahmen die deutschen Kaufleute auf Gotland eine beachtenswerte Stellung ein. Im Jahre 1177 nahm der Dänenkönig Valdemar der Große (die Insel gehörte eine Zeitlang zu Dänemark) die in der Stadt Visby befindliche Gilde der deutschen Kaufleute, die St. Knudsgilde, in seinen Schutz. Von ihr ist uns ein Siegel bekannt, welches die Inschrift trägt: Sigillvm Tevthonicorvm in Wisbi de guilde sancti Kanvti. [3]) (Siegel der deutschen St. Knudgilde in Visby.)

Mit den deutschen Kaufleuten waren, was wir aus ähnlichen Parallelfällen wissen, auch deutsche Handwerker ins Land gekommen. Der fleißige deutsche Kaufmann und der kunstfertige deutsche Handwerker des Mittelalters ergänzten sich in der Erfüllung einer Kulturaufgabe, zu der sie sich teils eigenmächtig, teils im Namen des Königs, der sie gerufen, berufen fühlten. Kann sein, daß sich im frühen Mittelalter auf Gotland — wie in Schweden überhaupt — brauchbare einheimische Handwerker befunden haben, doch wissen wir, daß die Deutschen die besseren Handwerker darstellten. Und da bekanntlich das Bessere der Feind des Guten ist, bevorzugte man die deutschen Handwerker zum Nachteil der Einheimischen.

Bereits um die Mitte des 12. Jahrhunderts waren der deutsche Kaufmann und der deutsche Handwerker in Visby zu einer tonangebenden Bürgerschicht gewachsen. Sie bildeten eine in sich geschlossene Gemeinde. Im Jahre 1163 besaßen die hierorts ansässigen Deutschen ihren eigenen Stadtvogt. [4]) Zu Beginn des 13. Jahrhunderts erbauten die deutschen Kaufleute aus Lübeck den Dom (St. Mariakirche) in Visby. Groß und gewaltig war der deutsche Kulturstrom, der sich im 13. und 14. Jahrhundert von dieser bedeutsamen Hansestadt über das übrige Land Schweden ergoß. Im Jahre 1361 wurde Visby von dem geldgierigen Dänenkönig Valdemar Atterdag zerstört und geplündert. Dem großartigen Leben dieser Hansestadt war damit ein allzu frühes, tragisches Ende bereitet.

Von Visby aus hatte der deutsche Einfluß nach dem übrigen Schweden bereits so tief gegriffen, daß er auch nach der Vernichtung der Stadt hierzulande weiterlebte. Auf diese natürliche Weise wurde es das Schicksal der schwedischen Kulturentwicklung, daß sie in ihrer Jungblüte vom deutschen Streben und Wesen beherrscht und geleitet und vom größeren deutschen Kulturelement auf ihr eigenes Wachstum vorbereitet wurde. Der deutsche Einfluß im mittelalterlichen Schweden war in mannigfacher Weise groß, besonders auf dem Gebiete des Handels. Im Mittelalter bestand in Schweden ein Gesetz, nach dem die Ratsherren der in Frage kommenden Städte je zur Hälfte Deutsche und Schweden sein mußten. [5]) Man kann hieraus ersehen, daß die

Einwanderung, bzw. der Einfluß der deutschen Handwerker und Kaufleute nicht gering gewesen sein muß. In Visby z. B. hatten die hierorts ansässigen Deutschen eine Anzahl von Kirchen zum eigenen Gebrauch besessen. Im Jahre 1310 wurde den in der Stadt Lund wohnhaften Deutschen die Krypta der Domkirche zur kirchlichen Benutzung überlassen.[6])

Die bewährte Tüchtigkeit der deutschen Handwerker machte sich mit der Zeit in Schweden unentbehrlich. Der schwedische Kunsthistoriker Albert Löfgren sagt hierzu: „Das schwedische Handwerk nahm im Mittelalter eine relativ bescheidene Stellung ein. Die Handwerker auf dem Lande führten im allgemeinen nur gröbere und einfache Arbeiten aus. In den Städten wurde das Handwerk meistens von Deutschen betrieben, mit welchen die Einheimischen weder in der Kunstfertigkeit noch organisationsmäßig konkurrieren konnten."[7]) Bezeichnend ist der Ausspruch, den der Schwedenkönig Johann III. über den Wert des deutschen und schwedischen Handwerkers jener Tage fallen ließ: „Selbst in der Hauptstadt findet man selten einen Schweden, der sein Handwerk gut versteht, deshalb muß man die gebrauchen, die etwas gelernt haben."[8]) Der Nachfolger Gustav Wasas schenkte seinem deutschen Koch in Stockholm ein großes Haus. Ein bescheidenes Beispiel, wie hoch manchmal ein Schwedenkönig deutsches Handwerksstreben einzuschätzen wußte.

Selbstverständlich gab es wiederum manchen Schwedenkönig, der den vorhandenen Einfluß der deutschen Handwerker im schwedischen Erwerbsleben nicht gern sah und nach Mitteln suchte, diesen eher oder später aus dem Wege zu räumen. In diesem Bestreben begann König Karl IX. sich erstmalig für die notwendige Vorwärtsentwicklung der schwedischen Handwerker energisch einzusetzen. Er führte in seinem Lande u. a. die strengen Prinzipien der Handwerksordnung ein, die in Deutschland schön längst ihre Gültigkeit besaßen. Im Jahre 1576 erließ er ein Gesetz, wonach ein Handwerker nicht mehr als ein Handwerk ausüben durfte.[9])

Merkwürdig erscheint es demnach nicht, wenn dieser gleiche König gegen die in Schweden ansässigen deutschen Handwerker in unerfreulicher Weise Stellung nahm. Als 1596 4 von den 14 in der Stadt Stockholm ansässigen deutschen Schuhmachermeistern gestorben waren, ordnete Karl IX. an: „skolle aldrigh maere effter denne dagh än 10 af the tyske vppeholle Embethett här i stadhen" (ab heute dürfen nicht mehr als 10 Deutsche hier in der Stadt ihr Handwerk ausüben).[10]) Am 5. Januar 1598 gab König Karl IX. eine Verordnung heraus, nach der die in Stockholm ansässigen Handwerksmeister fortan nicht mehr deutsche, sondern schwedische Lehrlinge einzustellen hatten.[11]) Die hierorts wohnhaften deutschen Handwerker fanden diese und andere Verordnungen des Königs mit ihren alten Privilegien unvereinbar. Die Folge war, daß sie die schwedische Hauptstadt Stockholm verlassen wollten. Diese konsequente Haltung der Deutschen jagte dem Schwedenkönig schließlich Furcht ein. Wollten die deutschen Handwerker von ihrer Drohung Gebrauch machen, mußte sich im Wirtschaftsleben der schwedischen Hauptstadt — wie im Lande überhaupt — eine Katastrophe einstellen. Der deutsche Handwerker in Schweden war nicht nur ein Vorbild wertvoller Handwerksleistung, sondern er besaß auch gemäßen Anteil an der straff aufgebauten Wirtschaftsorganisation des Landes. Das wußte der energische Schwedenkönig schließlich und endlich besser als jeder andere im Lande. Aus diesem Grunde verbot er die Auswanderung der in Stockholm ansässigen deutschen Handwerker und Kaufleute.[12]) So verblieb der gleichzeitig geliebte und gehaßte deutsche Handwerker weiterhin in Schweden. Er mußte sich in seinem merkwürdigen Schicksal nichtsdestoweniger stolz vorkommen.

Zu welchem Zeitpunkt die deutschen Handwerker im mittelalterlichen Schweden erstmalig auftraten, läßt sich nicht genau sagen. Es ist jedoch anzunehmen, daß sie mit dem Bauvorhaben der ersten schwedischen Steinkirchen usw. in größeren Scharen nach Schweden gekommen sind. Eine der ersten schwedischen Stein-

kirchen ist die St. Perkirche in Sigtuna, die heute eine Ruine ist. Nach Ansicht des schwedischen Kunsthistorikers v. Friesen ist besagte Kirche um das Jahr 1000 n. Zw. aus Spenden niederdeutscher Kaufleute erbaut worden. Daß die deutschen Kaufleute zum Bau genannter Kirche und anderer Bauvorhaben die im Steinbau bewanderten deutschen Handwerker nach Schweden holten, liegt im Bereich des Denkbaren.

Der Dänenkönig Valdemar II. gab 1203 den deutschen Kaufleuten in seinen schwedischen Provinzen wohlwollende Privilegien. Wo der deutsche Kaufmann herrschte, wirkte in diesen Gebieten auch der deutsche Handwerker. Albert Löfgren ist daher, meines Erachtens, der richtigen Auffassung, wenn er sagt, daß die ersten Einflüsse zur Bildung des schwedischen Zunftwesens von Gotland und Schonen gekommen sind.[13]) In diesen Bezirken fand der deutsche Kaufmann und Handwerker Eingang nach Schweden, d. h. auf der Insel Gotland und in der Provinz Schonen war früh eine kraftvolle deutsche Handwerkerorganisation zur Entwicklung gekommen. Wann und wie das deutschgeartete Zunftwesen auf das übrige Schweden übergriff, kann man nicht näher andeuten. Wir wissen nur, daß es auch hierzulande zur Entfaltung gekommen ist, zumal sich die in Schweden eingewanderten Deutschen früher und kräftiger bemerkbar machten als in Dänemark, das bekanntlich bis ins 19. Jahrhundert hinein Spuren des einstmals hier seßhaft gewesenen deutschen Zunftwesens aufweist. Man ist zu der Auffassung geneigt, daß der Einfluß der deutschen Zunftorganisation auch in Schweden ein langes Leben besaß, denn noch 1794 schrieb ein Feind der schwedischen Handwerkerorganisation u. a. die Worte: „Selbst Gustaf Adolf, der große Held und Staatsmann, vermochte es nicht, sich vor der allzu großen Wirksamkeit der deutschen Zunftmeister-Krankheit in acht zu nehmen.“ [14])

Über den deutschen Einfluß in den einzelnen schwedischen Handwerkszünften der Vergangenheit sind uns historische Beweise reichhaltig bewahrt. Nach der Handwerksordnung der Maurerzunft in Stockholm, die aus dem Jahre 1602 stammt, hatten die Älterleute genannter Zunft abwechselnd Deutsche und Schweden zu sein. Zahlreiche Zunftbestimmungen waren in deutscher Sprache abgefaßt. So lesen wir beispielsweise in der Ordnung der Stockholmer Sattlerzunft aus dem Jahre 1621 u. a.: „Wen ein frembder Sattler-Geselle gewandert kompt, soll Er eingehen, da Bier und Wein undt Küchen am besten ist, und soll nach dem Irten Jungen schikken.“ Die Handwerkseidformel und Schenkordnung der schwedischen Kupferschmiedegesellen, die wahrscheinlich aus dem Jahre 1820 stammt, ist in deutscher Sprache und in schwedischer Sprache abgefaßt. Ein schwedisches Zunftsiegel aus dem Jahre 1821 trägt die Inschrift: „Des Gürtler. AMPTS. Sigil. in Christianstad. 1821.“ [15]) Aus diesen angeführten Beispielen kann man schließen, daß sich der zur Tradition gewordene deutsche Einfluß in den alten schwedischen Handwerkszünften bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts erhalten konnte.

Bruno Roemisch

1) Albert Löfgren: Det svenska Tenngjutare, Stockholm 1925, Bd. I, S. 1.
2) Vgl. Svensk Konsthistoria, Stockholm 1913.
3) C. G. Brunius: Gotlands Konsthistoria, Stockholm 1864, Bd. I, S. 130.
4) Historisk Tidsskrift, Christiania 1899, S. 447.
5) Hans Hildebrand: Sveriges Meddeltid, Stockholm 1874, S. 3, 29.
6) Hans Hildebrand: Sveriges Meddeltid, Stockholm 1874, S. 334.
7) Albert Löfgren: Det svenska Tenngjutare, Stockholm 1925, Bd. I, S. 197.
8) E. J. Elers: Stockholm, Stockholm 1800/1801, Bd. III, S. 360.
9) Albert Löfgren: Det svenska Tenngjutare, Stockholm 1925, Bd. I, S. 201.
10) Vgl. G. E. Kleming: Skrå-Ordningar, Stockholm 1856.
11) Albert Löfgren: Det svenska Tenngjutare, Stockholm 1925, Bd. I, S. 202.
12) Stockholmstadts Privilegiebreve, Uppsala 1900/13, S. 165.
13) Albert Löfgren: Det svenska Tenngjutare, Stockholm 1925, Bd. I, S. 11.
14) Sune Ambrosius: Från de svenske skråämb. dager, Stockholm 1920, S. 178.
15) Sune Ambrosius: Från de svenske skråämb. dager, Stockholm 1920, S. 58, 144.
Albert Löfgren: Det svenska Tenngjutare, Stockholm 1925, Bd. I, S. 55.

Wider den Rassismus — für die Integration

Die niederländische Ausländerpolitik setzt auf Pragmatismus

Rachid Jamari öffnet seinen Laden am Nieuwmarkt in Amsterdam. Jenseits des Platzes beginnen die „Wallen", das Viertel, wo mit Prostitution und Drogen immense Umsätze gemacht werden. „Früher bin ich freiwillig nicht hierhergekommen", erzählt Rachid. Aber seit kurzem hat die Stadt Amsterdam den Platz saniert, er ist sicherer geworden. Rachid Jamaris „Werkwinkel Migranten" ist kein marokkanischer Obstladen, sondern eine offene Beratungsstelle für Türken und Marokkaner, die Arbeit suchen und mit den niederländischen Behörden nicht zurechtkommen. Vor allem Langzeitarbeitslose und Neuankömmlinge aus diesen Staaten lassen sich hier in ihrer Landessprache von zwei Türken und zwei Marokkanern über Ausbildungs- und Qualifizierungsmaßnahmen beraten. Dies geschieht in enger Absprache mit dem regionalen Arbeitsamt.

„Die Behörden wie Arbeitsamt oder Stadtverwaltung sind für Einwanderer nicht besonders geeignet. Die Hemmschwelle liegt sehr hoch, es gibt vor allem Sprachprobleme. Viele durchschauen nicht das soziale System", sagt Jamari.

Rachid Jamari und seine Kollegen öffnen ihren Laden und warten. Sie vertrauen auf Mund-zu-Mund-Propaganda. Seit der Öffnung im September vergangenen Jahres haben sie etwa 300 Menschen geholfen. „Im Prinzip muß das so funktionieren, daß sie bei uns alle Behördeninformationen bekommen, die sie brauchen."

Diese offenen Beratungsstellen für Allochthone, wie die Einwanderer in den Niederlanden genannt werden, sind das neueste Beispiel niederländischer Ausländerpolitik. Mit einem Ausländeranteil von etwa 20 Prozent ist besonders die Stadt Amsterdam gefordert, sich etwas einfallen zu lassen. Zwar hat die linke Politik in Amsterdam immer den Rassismus angeklagt, doch hat das den Ausländern keine neuen Arbeitsplätze gebracht. „Die Politik der achtziger Jahre gilt heute als ‚Krisenpolitik', die nur auf auftretende Schwierigkeiten reagierte", resümiert Frau Elmont, Leiterin des Koordinationsbüros Minderheitenpolitik der Stadt Amsterdam, die Vorgehensweise der Vergangenheit.

„Die Moral allein brachte leider nichts. Unsere Ziele waren toll, aber wir konnten sie politisch nicht umsetzen", räumt Elmont ein. „Wenn die Arbeitslosigkeit bei sieben bis acht Prozent liegt und bei den Allochthonen bei 40 bis 50 Prozent trotz freier Stellen, dann kann etwas nicht stimmen."

Pragmatik statt Ideologie heißt nun die Parole in Amsterdam. Ausbildung, Fortbildung, Arbeit, Wohnen und eine Bekämpfung des Rassismus sind die Gebiete, auf die sich die Ausländerpolitik konzentriert. Vor allem der Zugang zu qualifizierten Arbeitsplätzen und ein Aufholen des Bildungsrückstandes spielen eine herausragende Rolle. „Wir müssen den Unternehmen ihre eigenen Interessen vor Augen führen. Die niederländische Gesellschaft altert, und wir haben bald ein Minus an einheimischen Arbeitskräften", sagt Elmont.

Schon bald sind in Amsterdam rund 50 Prozent der Schüler Allochthone. Zwanzig Prozent aller Schüler sind Türken oder Marokkaner. Auch wenn diese Gruppe einen hohen Schulausfall hat, werden doch auch Türken und Marokkaner einen höheren Schulabschluß erreichen. „Die Unternehmen müssen dieses ‚human capital' nutzen", erklärt Elmont die neue Philosophie mit Hinweis auf den europäischen Binnenmarkt mit seinem Bedarf an mehrsprachigen Arbeitnehmern und auf die zu erwartenden Migrantenströme aus Osteuropa und dem Maghreb. Auch Amsterdams



Warten auf Beratung. Foto: dpa

Bürgermeister Ed van Thijn hat vor einiger Zeit die Topmanager der niederländischen Busineßwelt in sein prächtiges Grachtenhaus eingeladen, um für die verstärkte Einstellung von Immigranten zu werben.

Auf einen anderen wirtschaftlichen Aspekt macht Gijs von der Fuhr vom Amsterdams Centrum Buitenlanders (ACB) aufmerksam, einem von 17 regionalen Ausländerzentren. „Mit dem Etikett Rassismus kann man alles zukleben, aber das bringt uns nicht mehr weiter. Wir haben ausgerechnet, daß die Immigranten pro Jahr rund 700 Millionen Gulden ausgeben. Das ist ein Wirtschaftsfaktor. Diskriminierung muß man über den Geldbeutel bekämpfen. Die Immigranten müssen als Teil der Gesellschaft und als Markt erkannt werden", sagt von der Fuhr.

Ziel des Zentrums ist es, die niederländischen Firmen und Behörden im Umgang mit den Einwanderern zu trainieren und ihnen zu helfen sowie die Eigenorganisation der Ausländer zu unterstützen. „Viele Einwanderer sind gläubig. Also rufen wir nicht ‚Moscheen darf es nicht geben', sondern wir überlegen, wie wir die Moscheen bei Arbeit und Schule einsetzen können. Der Islam ist nun einmal die zweite Religion in den Niederlanden und verfügt über ein ethisches Normen- und Wertepaket, das als Richtschnur im Alltag funktioniert." So müsse man sich überlegen, welche Instrumente man dem Islam in die Hand geben könne, „um die nordwesteuropäische Gesellschaft des 21. Jahrhunderts zu managen", sagte von der Fuhr.

Es gibt bereits einen marokkanischen Rat, von rechts bis links, der den Amsterdamern als Partner dient. Die Türken planten einen ähnlichen Rat. Eine der wichtigsten marokkanischen Moscheen habe trotz des gegenteiligen Aufrufes ihres Königs die Gemeinde aufgefordert, an den Wahlen zu den Bezirksräten in Amsterdam teilzunehmen.

Wie stabil inzwischen das Verhältnis zu den Marokkanern geworden ist, zeigen die ersten Reaktionen auf das niederländische Engagement im Golfkrieg. Einerseits müßten sich zunehmend Marokkaner am Arbeitsplatz oder in der Schule rechtfertigen, welche Position sie zu Saddam Hussein einnähmen. Es seien auch schon Marokkaner verprügelt worden und selbst einige von denen, die seit mehr als dreißig Jahren im Land lebten, leerten nun die Bankkonten und gingen zurück nach Marokko, berichtet Gijs von der Fuhr. Andererseits hätte aber gerade die Angst unter der moslemischen Bevölkerung zu einer einmaligen Solidarisierung beigetragen. Die politischen Parteien von der Mitte bis zur Linken, die Gewerkschaften, die Friedensbewegung, der Rat der Kirchen, selbst der Königlich-Niederländische Unternehmensverband hätten kürzlich an die Regierung appelliert, geeignete Maßnahmen zu ergreifen, um den Moslems ein Gefühl der Sicherheit zu geben. Inzwischen sind landesweit Telefone auf Marokkanisch und Berber eingerichtet, an die sich die Immigranten in ihrer Not wenden können. Allein die Stadt Amsterdam hat dafür 30 000 Gulden spontan bereitgestellt.

Auch die Anne-Frank-Stiftung in Amsterdam trägt schon seit einiger Zeit zur Fortbildung der Einwanderer bei, aber auch zum Training niederländischer Institutionen im Umgang mit den Einwanderern. „Wenn die weißen Kinder immer sehen, daß es immer die Schwarzen sind, die den Dreck wegmachen, entsteht ein Mythos. Dem wollen wir vorbeugen", erzählt Hermann, ein Mitarbeiter der Stiftung.

Die Polizei habe das Mitte der 80er Jahre bereits erkannt. „Die Polizei will ein Spiegel der Gesellschaft sein, also wurden Immigranten eingestellt." Auch andere Betriebe und Ministerien wurden im Umgang mit Ausländern geschult. Die Ministerien sind sogar verpflichtet, drei Prozent Immigranten einzustellen. Nicht ohne Stolz verweist man auf den ersten schwarzen F-16-Piloten, der zur Zeit seine Ausbildung in den USA absolviere. Und eine Uniform habe in den Immigrantenkreisen noch einen hohen Wert. „Auch die Schule spielt in ethnischen Kulturen eine besondere Rolle", sagte Hermann, „sie könnte mehr Autorität haben. Aber die Schulen haben das noch nicht erkannt. Noch ist der Unterricht monokulturell. Aber er müßte sich den Bedürfnissen der Gesellschaft anpassen".

Es scheint, daß die Ausländerpolitik in Amsterdam ein ganzes Stück weiter ist als bei uns. Doch wie steht es um Rassismus und Diskriminierung? Schließlich sitzen auch drei Rechtsradikale im Stadtparlament. Das Schild des Antidiskriminierungsbüros in der Vijzelstraat ist überklebt worden. Nur mühsam ist das Pamphlet wieder abgerissen worden. Im zweiten Stock öffnet vorsichtig Rhona Bregieta, die Koordinatorin, die Tür. Auf einen Laden im Erdgeschoß habe man verzichtet, da könnte man ja leicht die Scheiben einwerfen, erklärt Frau Bregieta die Vorsichtsmaßnahmen. Die Stiftung entstand auf Initiative der Kommune. Sie wollte einen zentralen Meldepunkt für Diskriminierung und Rassismus. Doch erwies sich bald eine Behörde als zu große Hemmschwelle. „Man klagt als Immigrant nicht bei einer Behörde gegen eine andere", sagt Frau Bregieta.

Die Stiftung besteht nun seit September vergangenen Jahres und ist über eine Telefonnummer rund um die Uhr zu erreichen. Es geht vor allem um die individuelle Bekämpfung von Diskrimierung bis hin zur Vermittlung von juristischem Beistand. Oft sind es Fälle von Wohnungskündigungen oder Diskriminierung am Arbeitsplatz.

Neben der Rassismusbekämpfung organisiert die Stiftung auch die Prävention, veröffentlicht Anzeigen und Werbespots. Ein langer Weg, weiß Rhona Bregieta aus eigener Erfahrung. „Wenn ich im Zug nach Lelystad sitze und neben mir ist ein Platz frei, setzt sich keiner neben mich." Frau Bregieta stammt aus Curaçao. „Erst wenn es so voll ist, daß man kaum noch stehen kann, dann setzt sich mal einer hin". **Rolf Brockschmidt**

Tagesspiegel, 24.2.91

Multikulturell, was ist das?

Zweifellos gibt es eine französische, englische, deutsche, italienische und spanische Kultur. Niemand aber würde auf die Idee kommen von einer multikulturellen Gesellschaft zu sprechen, wenn Franzosen, Engländer, Deutsche, Italiener und Spanier zusammenleben. Diese Kulturen haben zwar ihre Eigenarten, aber im Grunde handelt es sich nur um nationale Ausprägungen der umfassenden europäischen Kultur.

Der Begriff multikulturell tauchte auch erst auf, als Menschen aus ganz anderen Kulturkreisen nach Europa einwanderten, vor allem aus der islamischen Welt.

Wenn man Kultur als Hochkultur verstehen will, und so ist sie hier gemeint, dann sind die Träger dieser Kultur immer die Mittel- und Oberschichten eines Landes. Die Menschen aber, die in Massen nach Europa strömen, entstammen, von akademisch gebildeten Asylanten einmal abgesehen, nicht aus den Mittel- oder Oberschichten, sondern aus der Unterschicht, meist aus der untersten, der ungebildetsten. Welche Kultur bringen sie dann mit?

Wenn man als Beispiel die Türken nimmt, schon weil sie die größte Ausländergruppe stellen, welche Kultur begegnet uns da? Wenn man nicht berufshalber mit ihnen zu tun hat, begegnet man ihnen allenfalls auf der Straße. Vielleicht nimmt man auch einmal einen Imbiß an einer Döner-Kebab-Bude, und wenn man sehr interessiert ist, besucht man eine Veranstaltung zur „Woche des ausländischen Mitbürgers", wo man dann anatolische Volkstänze erleben und türkische Musik vom Tonband hören kann. Umgekehrt: in welchem Symphoniekonzert oder in welcher Oper hat man je Türken in größerer Zahl gesehen? Also, welche kulturelle Begegnung findet statt?

Gewiß: das Bild unserer Städte ist bunter geworden. Aber steht das für die enormen Lasten, die uns die Masse der Ausländer verursacht?

Der Begriff „multikulturell" suggeriert einen Zustand, den es in Wirklichkeit nicht gibt. Besser wäre multinational, und noch besser ein deutsches Wort für den französischen Begriff „société multiracial" gleich: mehrrassige Gesellschaft. Das träfe es. Aber genauso wie die Briten, die ungeniert von „racial equality" (Rassengleichheit) sprechen, haben die Franzosen keine nationalsozialistische Vergangenheit, können deshalb unbefangener als wir mit diesem Begriff umgehen. Dabei geht es genau darum.

Allein der Hinweis, es gäbe unterschiedliche Rassen, mit unterschiedlichen Eigenschaften, löst heutzutage einen Sturm der Entrüstung aus. Als ein bayerischer Politiker den – sprachlich mißglückten – Ausdruck „durchrasste Gesellschaft" gebrauchte, da geriet er so unter Druck, daß er eilends Erklärungen und Interpretationen hinterherschieben, ja sich letztlich sogar davon distanzieren mußte.

Dabei gibt es natürlich solche Unterschiede, wie immer man sie auch werten will. Beispiel: Eine der besten Schulen Amerikas ist die Stuyvesant Highschool in New York. Jedes Jahr bewerben sich 13 000 Schüler um die Aufnahme. 700 werden aufgenommen. Von diesen 700 Schülern ist inzwischen die Hälfte asiatischer Herkunft, ihre Eltern kamen aus China, Japan, oder Korea. Schwarze sind keine darunter, Latinos auch nicht. Der Grund ist einfach: unter den Asiaten hat eine gute Ausbildung einen hohen Stellenwert, Fleiß und Disziplin gelten als wichtige Tugenden. Um den sozialen Aufstieg zu schaffen, werden alle Kräfte mobilisiert. Wundert es da, wenn Kinder asiatischer Herkunft überproportional in dieser Elite-Schule vertreten sind?

Um noch mehr Ungleichheit zu vermeiden, fördern amerikanische Universitäten inzwischen bewußt ethnische Minderheiten. So hat die kalifornische Universität von Berkeley versucht, die ethnische Zusammensetzung ihrer Studentenschaft der des Landes anzugleichen: Schwarze wurden Weißen vorgezogen, Hispanics Amerikanern asiatischer Herkunft. Das Ergebnis war frustrierend: Weniger als 40 Prozent der schwarzen und weniger als 50 Prozent der hispanischen Studenten schafften einen Abschluß. Die Studentenschaft an vielen amerikanischen Universitäten ist längst in viele ethnische Gruppen zerfallen, die verbissen um Einfluß rangeln. Der amerikanische Autor D'Souza, ein ehemaliger Mitarbeiter Ronald Reagans im Weißen Haus, diagnostiziert: Rassischer Chauvinismus beherrscht die Stimmung auf dem Campus. Intoleranz breitet sich aus. Selbst linke und liberale Professoren klagen inzwischen darüber, daß sie Angst haben, durch ein falsches Wort den Zorn ethnischer Minderheiten auf sich zu ziehen. D'Souza spricht sogar vom „Meinungsterror einer gewaltsam herbeigezwungenen multikulturellen Gesellschaft".

Inzwischen gehören schon rund 25 Prozent der Amerikaner einer ethnischen Minderheit an. Die größten Gruppen: die Schwarzen und die Latinos. Die Probleme, mit denen die amerikanische Gesellschaft offensichtlich nicht zu Rande kommt, treten schon in den Schulen auf. Armut, Gewalt, Kriminalität, Drogen und Hoffnungslosigkeit vergiften den Alltag an vielen Schulen Amerikas, wie die Wochenzeitung „Die Zeit" schrieb.[25] Das Resultat: Dreizehn Prozent aller heranwachsenden Amerikaner können weder lesen noch schreiben, gelten offiziell als Analphabeten. Hunderttausende amerikanischer Arbeiter beherrschen nicht die einfachsten Rechenarten, sie können weder addieren noch subtrahieren. Und dies im reichsten Land der Erde, das sich immer noch der besten Universitäten der Welt rühmt. Die angesehene amerikanische Wirtschaftsprofessorin, Isabell Sawhill, vom Washington Urban Institute, warnte: „In einer Welt, in der Kapital und Technologie immer mobiler werden, ist es die Qualität der Menschen, die zunehmend über den Rang einer Nation entscheidet."

Daß es damit in Amerika nicht zum besten steht, zeigt sich inzwischen: Das reichste Land der Welt, die militärische Supermacht USA, droht ihren Rang als führende Industrienation zu verlieren. Von den Patenten beispielsweise, die in Amerika zur Anmeldung kommen, sind inzwischen nur noch die Hälfte amerikanischen Ursprungs. Die Japaner aber haben ihren Anteil von früher acht auf jetzt 21 Prozent steigern können. Fast alle amerikanischen Industriezweige haben sowohl im eigenen Land als auch auf den Weltmärkten an Boden verloren. Die Produktion von Haushaltselektronik etwa ist von weltweit 70 Prozent auf fünf Prozent zurückgegangen. Die amerikanischen Automobilbauer wehren sich verzweifelt gegen die japanische Konkurrenz, ohne viel Hoffnung, dabei gut abzuschneiden. Von den Werkzeugmaschinen, die in der amerikanischen Industrie eingesetzt werden, kommen nur noch 50 Prozent aus eigener Produktion, die andere Hälfte muß importiert werden. Führend sind die Amerikaner nur noch in der Chemie und der Pharmazie, bei Computern und Software, in der Raum- und Luftfahrt sowie bei medizinischen Geräten.

Wenn es irgendwo eine Gesellschaft gibt, die multikulturell, oder besser auf französisch „multiracial" genannt werden darf, dann die amerikanische. Ist die Vermutung ganz von der Hand zu weisen, daß die Probleme der USA, ihre zunehmenden wirtschaftlichen und sozialen Schwierigkeiten, auch darin ihre Ursache haben?

Auf der anderen Seite die Japaner. Sie schotten sich hermetisch gegen jede Einwanderung ab (s. Kapitel II), sie nehmen keine Gastarbeiter auf und schleppen schon gar nicht hunderttausende von ausländischen Sozialhilfeempfänger durch, wie es die Bundesrepublik tut. Sie investieren stattdessen ihr Kapital in Bildung und Forschung. Die Ergebnisse dieser Politik können uns das Fürchten lehren: In einer Schlüsselindustrie wie der Produktion von Chips ist Europas Elektronikindustrie gegenüber den Japanern hoffnungslos ins Hintertreffen geraten. Sollte sich das nicht ändern, wird „Europa zur technologischen Kolonie Japans" werden, wie der „Spiegel" schrieb, denn ohne die Produktion von Chips ist eine moderne Industrie nicht konkurrenzfähig. Unter den zehn größten Herstellern von Halbleiter-Elektronik befinden sich acht Japaner, zwei Amerikaner, aber kein einziger Europäer mehr. Bei schätzungsweise 80 Prozent aller in Deutschland gekauften Computer handelt es sich um ausländische Fabrikate, und dies obwohl Deutschland das Land ist, wo der Computer erfunden wurde.

Eine multikulturelle Gesellschaft ist ein schönes Ideal. In der Wirklichkeit funktioniert sie nicht, nirgendwo auf der Welt.

Dr. Hans-Werner Müller

*

Durchschnittliche Anzahl der Frösche, die die Franzosen jedes Jahr essen: ... 200 000 000

Die rechte Zukunft

Karl Steinbuch



Steinbuch, Karl, Dr.-Ing.
Geboren 1917 in Stuttgart-Bad Cannstatt.
Studium an der Technischen Hochschule Stuttgart.
1948–1958: Labor- und Entwicklungsleiter bei der Firma Standard Elektrik Lorenz AG, Stuttgart. 1957 verantwortlich für den Aufbau des Informatik-Systems »Quelle«.
Über 50 Patente.
1958–1980: ordentlicher Professor und Institutsdirektor an der Universität Karlsruhe (TH).
Mitglied der Akademie der Naturforscher LEOPOLDINA, Halle/Saale.

Auszeichnungen:
Wilhelm-Bölsche-Medaille in Gold
Deutscher Sachbuchpreis
Gold-Medaille des XXI. Internationalen Kongresses für Luft- und Raumfahrtmedizin
Konrad-Adenauer-Preis für Wissenschaft
Jakob-Fugger-Medaille
Verdienstmedaille des Landes Baden-Württemberg

Ich möchte auch frank und frei dies sagen: Die Existenz des deutschen Volkes ist für mich mehr als eine statistische Frage.

Aber unter den gegenwärtig so deprimierenden Bedingungen – vor allem der erzeugten familienfeindlichen Stimmung und den wirtschaftlichen Nachteilen für kinderreiche Familien – ist ein weiteres Schrumpfen vorprogrammiert.

Lassen Sie mich dieses ganz deutlich sagen:

Ohne eine wirksame Geburtenkontrolle in den Entwicklungsländern sind viele weltweite Zukunftsprobleme unlösbar – aber das Aussterben des deutschen Volkes ist kein rationaler und kein akzeptabler Weg zur Lösung dieser Probleme.

Ich möchte dem großen Liberalen F. A. Hayek zustimmen:

»Gegen die Überbevölkerung gibt es nur eine Bremse, nämlich, daß sich nur die Völker erhalten und vermehren, die sich auch selbst ernähren können.«

Der gegenwärtige Zeitgeist wird ihm Unmenschlichkeit vorwerfen, aber vermutlich würden unsere – dereinst in einer übervölkerten Welt lebenden – Nachfahren vieles darum geben, wenn wir Hayek und nicht dem gegenwärtigen lazaretthaften Zeitgeist gefolgt wären.

Genau so wie in den dreißiger Jahren werden auch jetzt schon wieder rechtsstaatliche Positionen aus Gründen politischer Opportunität aufgegeben.

● **Die biologische Substanz unseres Volkes wird vertan:**

Deutschland – vor allem die Bundesrepublik Deutschland – hat gegenwärtig eine extrem niedrige Geburtenrate und kann seinen Bevölkerungsstand nicht mehr halten.

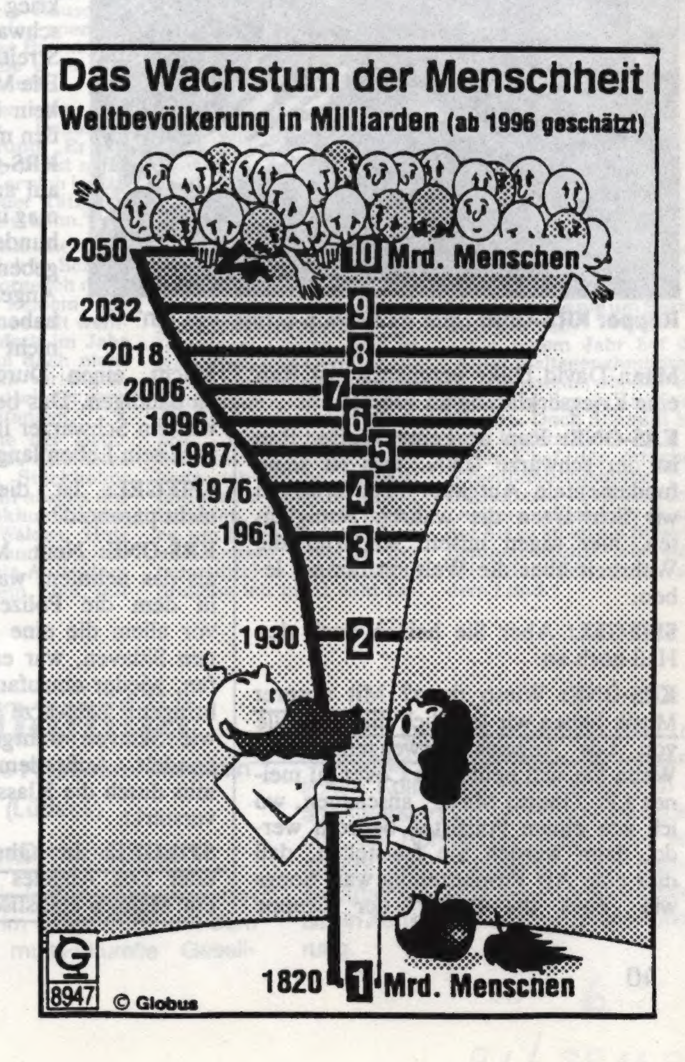
So wie die sozialen und geistigen Verhältnisse bei uns gestaltet worden sind, ist es kein Glück, sondern ein Unglück, wenn Frauen »in Hoffnung« kommen.

Immer mehr Mitbürger verlassen unser Land, in dem die Hoffnungslosigkeit herrscht.

Die zahlenmäßige Abnahme der Deutschen wird nur durch die enorme Vermehrung der Fremden in unserem Lande verdeckt. Fremde Kinder füllen unsere Kindergärten, unsere Schulen und unser soziales Netz – und sie wollen trotz aller Anbiederung meist gar nicht integriert werden.

So werden Deutsche in Deutschland allmählich zur Minderheit.

Wenn die natürliche Abwehrreaktion vieler Mitbürger gegen die unerträgliche Überfremdung als »Fremdenfeindlichkeit« diffamiert wird, dann zeigt dies, wie sehr sich der Identitätsverlust bei uns bereits etabliert hat.



„Bereit, zu töten"

SPIEGEL-Interview mit dem US-Musiker KRS-One über Rap und Rassenhaß

KRS-One, alias Kris Parker, 25, ist einer der bekanntesten amerikanischen Rapper. Der Musik-Ideologe, Chef der Gruppe „Boogie Down Productions", hält an Universitäten Gastvorlesungen über Popkultur und Politik.

SPIEGEL: Ein Stück des Rappers Ice-T heißt „Cop-Killer" und soll, so die amerikanischen Polizeigewerkschaften, verboten werden. Die Rapperin Sister Souljah wurde vor kurzem von Bill Clinton mit dem ehemaligen Ku-Klux-Klan-Mann David Duke verglichen. Ist Rap eine Kriegserklärung an Weiße?



Rapper KRS-One: „Erst mal etwas Schlechtes tun"

KRS-ONE: Rap ist keine Waffe, Rap ist der schwarze CNN. Das ist seine fundamentale Aufgabe. Hier erfahren wir Schwarzen die wahren Neuigkeiten, hier sagen unsere Reporter die Wahrheit über die Welt, in der sie leben.

SPIEGEL: Aber Sie heizen doch den Haß noch an.

KRS-ONE: Wieso denn? Mit unserer Musik haben wir lediglich die Krawalle von Los Angeles vorweggenommen. Wenn Sie sich heute das Cover zu meiner LP „Ghetto Music" anschauen, wo ich von einem Polizisten bedroht werde, dann werden Sie feststellen, daß dies eine Art Prophezeiung war. Songs wie „Fuck tha Police" der Gruppe „Niggas with Attitude" zeigen doch nur die Wut, die Schwarze in den USA ohnehin auf die Staatsmacht empfinden.

SPIEGEL: Spätestens seit den Antidiskriminierungs-Gesetzen Ende der sechziger Jahre haben Amerikaner, egal welcher Hautfarbe, formal die gleichen Rechte ...

KRS-ONE: ... aber die Schwarzen werden auch nach 432 Jahren noch unterdrückt. Die Methoden mögen sich geändert haben, die Diskriminierung bleibt. Und ein Fall wie der von Rodney King beweist das. Der Freispruch der vier Polizisten bestätigt, daß in Amerika keine Gerechtigkeit herrscht.

SPIEGEL: Es gibt in Amerika erfolgreiche farbige Geschäftsleute, farbige Politiker und farbige Meinungsführer. Mit Colin Luther Powell kommandierte im Golfkrieg sogar erstmals ein schwarzer General die Streitkräfte der USA. Die Macht ist doch längst kein Monopol der Weißen mehr.

KRS-ONE: Wenn es darauf ankommt, schon. Es mag in den USA ein paar hundert Bürgermeister geben, aber wie in Los Angeles zu sehen war, haben sie im Zweifelsfall nicht einmal genug Macht, einen Durchschnitts-Polizisten zu bändigen. Das bedeutet doch: Egal, was ein Schwarzer in Amerika wird, er wird sein Leben lang ein Nigger sein.

SPIEGEL: Ist diese Wahrnehmung nicht paranoid?

KRS-ONE: Nein. Man muß Amerika als das nehmen, was es ist: ein Staat, in dem die Polizei jahrhundertelang vor allem die eine Aufgabe hatte, einen Sklaven, war er einmal weggelaufen, wieder einzufangen und zurückzubringen. Schwarze werden bis heute wie Sklaven wahrgenommen und behandelt. Außerdem wird der Rassismus durch die Klassengesellschaft noch verstärkt.

SPIEGEL: In Ghettos wie Harlem oder Los Angeles South Central hat ein Mensch statistisch geringere Chancen, 60 Jahre alt zu werden, als ein Mensch in Bangladesh: Was kann schwarze Musik daran ändern?

KRS-ONE: Bewußtsein schaffen dafür, daß es nur eine Lösung gibt: die organisierte Revolution. Es wird keine Gerechtigkeit geben auf einem Boden, der gestohlen wurde, und es wird keine Gerechtigkeit geben zwischen Dieben und Menschen, die gestohlen wurden. Ohne Blutvergießen keine Emanzipation der Schwarzen. Erst wenn wir bereit sind, zu sterben und zu töten, wird es für uns möglich sein, in Freiheit zu leben.

SPIEGEL: Vor vier Jahren klangen Sie noch friedfertiger und gründeten die Initiative „Stop the Violence". Warum wenden Sie sich jetzt nicht mehr gegen Gewalt?

KRS-ONE: Wer den Frieden will, muß erst einmal Krieg führen. Und wer etwas Gutes erreichen will, muß erst einmal etwas Schlechtes tun. So wie jede andere Bevölkerungsgruppe, die jetzt fest in der amerikanischen Gesellschaft etabliert ist, so wie die Italiener, die Polen und die Japaner es gemacht haben. Die meisten Einwanderer starteten erst einmal mit illegalen Geschäften und legalisierten sie später.

SPIEGEL: Auch der schwarze Teil der Gesellschaft gliedert sich längst in Schichten, die wenig miteinander zu tun haben. Von Interesse an einer Verschwörung oder gar einer Revolution kann doch keine Rede sein. Wie kommen Sie darauf, daß es noch so etwas wie ein spezifisch schwarzes Bewußtsein gibt?

KRS-ONE: Ein schwarzes Bewußtsein kann sich nur als Gegensatz zum Bewußtsein des weißen Amerika entwickeln. Dabei ist es notwendig, daß wir einsehen, daß die Weißen unsere Geschichte und unsere Religion gefälscht haben, um uns besser kontrollieren zu können. Die Weißen haben die Bibel aus Afrika gestohlen und gefälscht. In Wahrheit waren Jesus und Moses schwarz. Aber sie mußten weiß werden, um den Schwarzen zu verdeutlichen, daß alle weißen Menschen von Gott abstammen und alle schwarzen vom Teufel. Diese Farbfälschung gehört zu den schlimmsten Verbrechen aller Zeiten.

SPIEGEL: Kritiker werfen Ihnen und Ihren Kollegen vor, die ganze Rassenproblematik nur hochzuspielen, um mehr Schallplatten verkaufen zu können.

KRS-ONE: Es ist wahr, daß ich Platten mache, um sie zu verkaufen. Wer das Musikgeschäft nur aus Liebe zur Musik betreibt, wird bald keine Musik mehr machen können, weil er pleite ist.

Neue Zürcher Zeitung

Deutsche Schweiz als südlichstes Bundesland

Die Schweiz als Nation – nicht als Staat – ist neu zu begründen. Sie kann ihre Identität nicht mehr in der Abwehr akuter oder latenter Bedrohungen von außen finden ... Die Frage spitzt sich auf einen einfachen Entscheid zu. Wollen die schweizerischen Kantone, die Sprachgemeinschaften Randgebiete benachbarter Staaten werden, nur weil diese sich endlich in verläßlichen Bahnen und Wertvorstellungen bewegen, oder wollen wir die staatliche Eigenständigkeit bewahren ... Der Entscheid ist aus der Vernunft und nicht aus dem Bauch zu fällen ... Die Alternative wäre: die deutsche Schweiz als südlichstes Bundesland Deutschlands, die Romandie als peripheres Department Frankreichs und das Tessin als Teil der Provinz Como.

Singvögeljagd eröffnet

Im französischsprechenden belgischen Landesteil des Staates Belgien darf seit Beginn des Monats Oktober mit Genehmigung der Behörden Jagd auf Singvögel gemacht werden. Teilweise sind die Tiere schon vom Aussterben bedroht. Über 40000 Finken, Drosseln, Zeisige und Ammern werden den Jägern diesmal wieder in die Netze gehen. Naturschützer halten die offizielle Zahl jedoch für untertrieben. Die Vogelschützer gehen vielmehr davon aus, daß während der bis zum 11. November dauernden Fangzeit weit über 500000 Singvögel zur Beute der Jäger werden. Die Tiere würden nach dem Fang in Käfigen gehalten und danach gegessen. Ungeheuerlich ist, daß nach Angaben eines Sprechers der Vogelschützer auch der belgische Justizminister zu den Vogeljägern gehört. Im deutschfreundlichen Flandern ist der Vogelmord fast vollständig verboten worden. Aber auch in der Wallonie mehren sich die Gegner der Singvogeljagd.

„Sprachterror im Elsaß“

Bei einer wissenschaftlichen Tagung über Regionalsprachen wurde jetzt im Straßburger Europaparlament heftige Kritik an Frankreich geübt. Paris habe, trotz wiederholter Versprechungen, noch immer kein Gesetz zum Schutze der sieben im Lande gesprochenen Regionalsprachen, darunter die deutsche Mundart im Elsaß und in Ostlothringen, geschaffen, hieß es. Auch blokkiere Frankreich im Europarat die Verabschiedung einer „Charta der Regionalsprachen“, die schon seit zwei Jahren verabschiedungsreif ist. Professor Robert Lafont von der Universität Montpellier sagte in Straßburg: „Seit 1958 gab es in Frankreich fast 40 Gesetzesvorhaben zum Schutz der Regionalsprachen, von denen nicht eines auch nur im Parlament debattiert wurde.“ Ausgerechnet Frankreich, das sich gerne als Hüter der Menschenrechte bezeichne, übe gegenüber seinen ethnischen Minderheiten einen regelrechten „Sprachterror“ aus, kritisierte Professor Lafont.

Elsässische Teilnehmer der Straßburger Tagung verwiesen auf das Beispiel Elsaß-Lothringen, wo die Forderung nach Anerkennung der Gleichberechtigung der deutschen Mundart von der Pariser Zentralregierung nach wie vor nicht beachtet werde. So weigere sich das französische Erziehungsministerium beharrlich, Dialektgruppen in Kindergärten einzurichten. Auch das Recht auf zweisprachige Ortstafel und und Straßenschilder sei bisher nicht gewährt worden.

21.12.90, NZ

Schweden will deutschen Einsiedler ausweisen

op Stockholm – Vor drei Jahren ließ sich der Bayer Holger Schmidt (41) in der nordschwedischen Provinz Västerbotten nieder und beschloß künftig, wie eine Art Einsiedler zu leben. Er kaufte sich ein Häuschen und begann eine spezielle skandinavische Brombeere zu züchten, die er an Restaurants verkaufte.

Jetzt wollen ihn die schwedischen Behörden ausweisen. Grund: „Er verdient zuwenig. Es ist nicht erwiesen, daß er sich in Zukunft mit seiner Tätigkeit selbst versorgen kann.“



Seit drei Jahren lebt er wie ein Einsiedler: Holger Schmidt vor seinem Haus mit einem Stapel Brennholz. Foto: DANA PRESS

Holger Schmidt sieht das anders. „Seit ich in Schweden lebe, versorge ich mich selbst, falle keinem zur Last. Ich komme mit weniger als 8000 Mark im Jahr aus. Man kann doch nicht einfach von mir verlangen, in Deutschland wieder ganz von vorn anzufangen.“

So überlebte der Deutsche bisher 1360 Kilometer nördlich von Stockholm: Sein Haus steht abseits des Örtchens Träskholm in der Nähe eines Waldes. Holz zum Heizen und Kochen liegt vor der Tür. Außerdem hat Schmidt ein Boot, mit dem er auf dem Träskholm-Fluß fährt und Fische fängt. In seinem Garten baut er Kartoffeln und Gemüse an.

1991 hatte er mehr als 100 Kilogramm Brombeeren geerntet und rund 55 Mark pro Kilo bekommen. Schmidt: „Von diesem Geld kann ich meine Steuern und meine Stromrechnung bezahlen. Außerdem reicht es, um Milch, Haferflocken und andere einfache Lebensmittel zu kaufen. Mehr brauche ich nicht zum Leben. Ich habe nie um Sozialhilfe gebeten.“

Vor einem Jahr lief die Aufenthaltsgenehmigung des Deutschen ab. Die Behörden wollen sie nicht verlängern. Doch Schmidt hat auch Unterstützer.

Der Chef des örtlichen Einwanderungsbüros in Skellefteaa, Kjell Jansson: „Andere sollten sich an seiner Art zu leben ein Beispiel nehmen. Sonst lebt bald kein Schwede mehr auf dem Land.“

Das deutsche Freimaurer-Magazin
humanität
Das deutsche Freimaurer-Magazin
(Lübeck)

Freimaurer-Ideal

Die Akademie forum masonicum beschäftigt sich im Jahre 1991 mit dem Thema „Die multikulturelle Gesellschaft“. Diese Gesellschaft war die Grundlage für Blütezeiten der menschlichen Kultur; sie entwickelte sich im alten Perserreich, im Reich Alexanders und im Römischen Reich. Sie entspricht dem freimaurerischen Gesellschaftsideal, und sie zu verwirklichen ist ein Auftrag der europäischen Aufklärung.



NORDISCHE ZUKUNFT erscheint vierteljährlich und wird herausgegeben vom NORDISCHEN RING e.V., Postfach 53o4o8, 2000 Hamburg 53, Postgirokonto: Hamburg Nr.496 88-200 (BLZ 200 100 20).
Mitglieder und Förderer des Nordischen Ringes erhalten die Nordische Zukunft kostenlos geliefert. Sonstige Bezieher haben jährlich DM 10,- (einschließlich Porto und Versand) zu zahlen. Bei Nachbestellungen gegen Vorkasse: 1 Ex. DM 2,50 (Doppelnummern DM 5,-), 5 Ex. derselben Nr. DM 10,- (bzw. bei Doppelnummern DM 20,-), 10 Ex. ders.Nr. DM 15,- (bzw. DM 30,-).
Schriftleiter und ViSdP: Jürgen Rieger, 2000 Hamburg 55